

# BIOGRAFISCHES LEXIKON DER KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFT

## Werner Früh

Lexikoneintrag von Thomas Wiedemann am 17. Juli 2023

4. März 1947 bis 15. Mai 2023

Werner Früh prägte die Kommunikationswissenschaft theoretisch und methodisch. Sein Name ist untrennbar mit Medienwirkungs- und Rezeptionsforschung sowie mit Medieninhaltsanalyse verbunden.



## Stationen

Geboren in Gönheim an der Weinstraße. Ausbildung zum Fernmeldemonteuer. Studium der Publizistikwissenschaft, Soziologie, Germanistik und Deutschen Volkskunde in Mainz. 1978 Promotion und Abteilungsleiter am Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen (ZUMA) in Mannheim. Lehraufträge an verschiedenen Universitäten. 1987 Professur für empirische Kommunikationsforschung an der Ludwig-Maximilians-Universität München. 1994 Inhaber des Lehrstuhls für empirische Kommunikations- und Medienforschung am Leipziger Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft. 2013 Emeritierung.

## Publikationen

- Lesen, Verstehen, Urteilen. Untersuchungen über den Zusammenhang von Textgestaltung und Textwirkung. Freiburg im Breisgau: Alber 1980 (Dissertation).
- Inhaltsanalyse. München: Ölschläger 1981. Acht Auflagen bis 2017.
- Der dynamisch-transaktionale Ansatz. Ein neues Paradigma der Medienwirkungen. In: Publizistik 27. Jg. (1982), S. 74-88 (mit Klaus Schönbach).
- Der dynamisch-transaktionale Ansatz II. Konsequenzen. In: Rundfunk und Fernsehen 32. Jg. (1984), S. 314-329 (mit Klaus Schönbach).
- Realitätsvermittlung durch Massenmedien. Die permanente Transformation der Wirklichkeit. Opladen: Westdeutscher Verlag 1994.
- Unterhaltung durch das Fernsehen. Eine molare Theorie. Konstanz: UVK 2002.

Werner Früh war Generationen von Studierenden der Kommunikationswissenschaft als Autor des Standardwerks zur Inhaltsanalyse und Begründer des dynamisch-transaktionalen Ansatzes der Medienwirkungsforschung ein fester Begriff. Er selbst lernte das Fach kennen und schätzen während seines Studiums am Institut für Publizistik in Mainz, vor allem in den empirischen Forschungsseminaren von **Elisabeth Noelle-Neumann**, deren studentische Hilfskraft er war. Nach der Promotion bei **Winfried Schulz** (mit einer Experimentalstudie, welche den Einfluss journalistischer Textmerkmale auf die Verständlichkeit und Attraktivität dieser Texte für die Leserinnen und Leser untersuchte; vgl. Früh 1980) heuerte er 1978 beim Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen (ZUMA, heute GESIS) in Mannheim an, wo er die Abteilung für Textanalyse, Medienanalyse und Vercodung leitete. In diesem Umfeld entstand das Inhaltsanalyse-Lehrbuch (Früh 1981), ein Verkaufsschlager über mehrere Jahrzehnte, und in dieser Zeit entwickelte Früh auch gemeinsam mit seinem Freund und einstigen Kommilitonen Klaus Schönbach den dynamisch-transaktionalen Ansatz, ein Medienwirkungsmodell, das den Dualismus von kommunikator- bzw. medien- und rezipienten- bzw. publikumszentrierter Perspektive überwinden sollte (vgl. Früh/Schönbach 1982; Schönbach/Früh 1984). Ebenso war er in den 1980er Jahren Teil des einflussreichen, von Winfried Schulz initiierten und koordinierten DFG-Schwerpunktprogramms „Publizistische Medienwirkungen“ (vgl. Früh 1994). Mehr als genug wissenschaftliches Kapital, um 1987 auf eine C3-Professur für empirische Kommunikationsforschung an die LMU München berufen zu werden.

Sieben Jahre später gehörte Werner Früh zur ersten Berufungswelle am neu ausgerichteten Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft der Universität Leipzig. Als Inhaber des Lehrstuhls für empirische Kommunikations- und Medienforschung vertrat er in der Folge zusammen mit **Hans-Jörg Stiehler** die „Abteilung Empirie“, war verantwortlich für die Methodenausbildung am Institut und zuständig für die Medienwirkungs- sowie die Nutzungs- und Publikumsforschung. Zudem firmierte er bis zu seiner Emeritierung 2013 wiederholt als geschäftsführender Direktor des Instituts und war lange Jahre Mitglied und Vorsitzender der Promotionskommission der Fakultät.

Neben dem dynamisch-transaktionalen Ansatz, den er zeit seines Lebens weiter vorantrieb und der von der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft breit rezipiert wurde (vgl. Früh 1991; Früh/Schönbach 2005; Wirth et al. 2007), legte Früh eine Vielzahl empirischer Studien und Publikationen vor. Themenfelder waren etwa Gewalt in den Medien (vgl. Früh 2001), Infotainment (vgl. Früh/Wirth 1997) und Unterhaltung (vgl. Früh 2002; Früh/Stiehler 2003), Narration bzw. Storytelling im Journalismus (vgl. Früh/Frey 2014) sowie die Darstellung von Ostdeutschland im Fernsehen und die Fernsehnutzung der Ostdeutschen (vgl. Früh et al. 1999; Früh/Stiehler 2002). Als Hochschullehrer habe Früh, so hielt Felix Frey im **Nachruf** des Leipziger Instituts fest, „mit seinen hohen Ansprüchen die Studierenden herausgefordert“. In den höheren Semestern bzw. in den gemeinsam durchgeführten Forschungsprojekten habe er jedoch ebenso Eindruck hinterlassen mit seiner „Faszination für die großen und schwierigen Themen“, seinem „Willen zur Komplexität“, aber auch seiner „Offenheit für das bessere Argument“ und seiner „Entschlossenheit, so lange weiter zu machen, bis es ‚gut‘ war“. Zu den Schülern von Werner Früh zählen unter anderem **Werner Wirth** und **Carsten Wünsch**.

### Literaturangaben

- Werner Früh: Lesen, Verstehen, Urteilen. Untersuchungen über den Zusammenhang von

- Textgestaltung und Textwirkung. Freiburg im Breisgau: Alber 1980.
- Werner Früh: Inhaltsanalyse. München: Ölschläger 1981.
  - Werner Früh: Medienwirkungen: Das dynamisch-transaktionale Modell. Opladen: Westdeutscher Verlag 1991.
  - Werner Früh: Realitätsvermittlung durch Massenmedien. Die permanente Transformation der Wirklichkeit. Opladen: Westdeutscher Verlag 1994.
  - Werner Früh: Gewaltpotentiale des Fernsehangebots. Programmangebot und zielgruppenspezifische Interpretation. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2001.
  - Werner Früh: Unterhaltung durch das Fernsehen. Eine molare Theorie. Konstanz: UVK 2002.
  - Werner Früh/Felix Frey (Hrsg.): Narration und Storytelling. Theorie und empirische Befunde. Köln: Herbert von Halem 2014.
  - Werner Früh/Uwe Hasebrink/Friedrich Krotz/Christoph Kuhlmann/Hans-Jörg Stiehler (Hrsg.): Ostdeutschland im Fernsehen. München: Kopäd 1999.
  - Werner Früh/Klaus Schönbach: Der dynamisch-transaktionale Ansatz. Ein neues Paradigma der Medienwirkungen. In: Publizistik 27. Jg. (1982), S. 74-88.
  - Werner Früh/Klaus Schönbach: Der dynamisch transaktionale Ansatz III: Eine Zwischenbilanz. In: Publizistik 50. Jg. (2005) S. 4-20.
  - Werner Früh/Hans-Jörg Stiehler: Fernsehen in Ostdeutschland. Eine Untersuchung zum Zusammenhang zwischen Programmangebot und Rezeption. Berlin: Vistas 2002.
  - Werner Früh/Hans-Jörg Stiehler (Hrsg.): Theorie der Unterhaltung. Ein interdisziplinärer Diskurs. Köln: Herbert von Halem 2003.
  - Werner Früh/Werner Wirth: Positives und negatives Infotainment. Zur Rezeption unterhaltsam aufbereiteter TV-Information. In: Günter Bentele/Michael Haller (Hrsg.): Aktuelle Entstehung von Öffentlichkeit. Akteure – Strukturen – Veränderungen. Konstanz: UVK 1997, S. 367-381.
  - Klaus Schönbach/Werner Früh: Der dynamisch-transaktionale Ansatz II. Konsequenzen. In: Rundfunk und Fernsehen 32. Jg. (1984), S. 314-329.
  - Werner Wirth/Hans-Jörg Stiehler/Carsten Wunsch (Hrsg.): **Dynamisch-transaktional denken. Theorie und Empirie der Kommunikationswissenschaft.** Köln: Herbert von Halem 2007.

### Weiterführende Literatur

- Michael Meyen: Von der Sozialistischen Journalistik zum Viel-Felder-Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft. In: Erik Koenen (Hrsg.): **Die Entdeckung der Kommunikationswissenschaft. 100 Jahre kommunikationswissenschaftliche Fachtradition in Leipzig: Von der Zeitungskunde zur Kommunikations- und Medienwissenschaft.** Köln: Herbert von Halem, S. 246-274.
- Arnulf Kutsch: Kommunikations- und Medienwissenschaft. In: Ulrich von Hehl/Uwe John/Manfred Rudersdorf (Hrsg.): Geschichte der Universität Leipzig 1409-2009, Bd. 4.1. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2010, S. 741-759.
- Hans-Jörg Stiehler/Sebastian Hagen/Felix Frey/Sebastian Koch/Maria Faust (Hrsg.): Inspiration und Systematik. Theorieentwicklung in der Kommunikationswissenschaft. Festschrift für Werner Früh. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2015.

### Weblinks

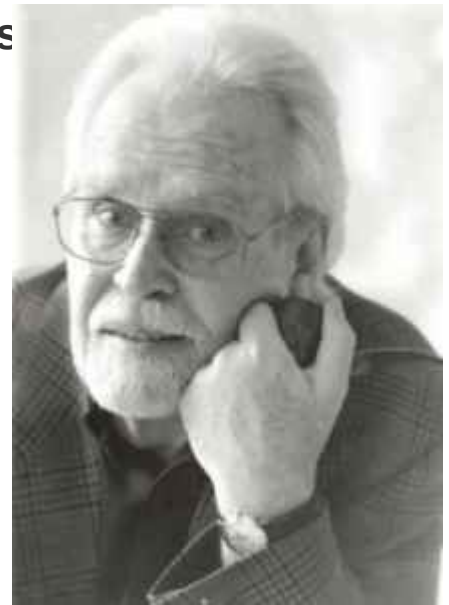
- **Nachruf des Leipziger Instituts für Kommunikations- und Medienwissenschaft**
- **Wikipedia-Eintrag**

## Empfohlene Zitierweise

Thomas Wiedemann: Werner Fröh. In: Michael Meyen/Thomas Wiedemann (Hrsg.): Biografisches Lexikon der Kommunikationswissenschaft. Köln: Herbert von Halem 2023. <http://blexkom.halemverlag.de/werner-frueh/> (Datum des Zugriffs).

## Dieter Roß: Journalistik zwischen Praxis

Dieter Roß, Mitglied der Hamburgischen Journalistenkammer, ist am 27. November 2022 im Alter von 86 Jahren verstorben. Ihm zu Ehren veröffentlicht BlexKom hier ein Interview, das Maria Löblich und Michael Meyen am 7. Oktober 2006 in Hamburg mit Roß geführt haben (vgl. Meyen/Löblich 2007: 151-166).



## Stationen

Geboren in Königsberg. Vater Forstbeamter. 1956 bis 1960 Studium der Geschichte, Philosophie, Pädagogik und Literaturwissenschaft in Hamburg und Göttingen. 1965 Promotion in Geschichte. 1960 bis 1963 Redaktionsassistent bei der Tagesschau, parallel freier Mitarbeiter beim Deutschlandfunk und bei der Wochenzeitung Die Zeit. 1965 Assistent am Hans-Bredow-Institut, 1966 wissenschaftlicher Referent, 1970 geschäftsführender Referent; Redakteur von Rundfunk und Fernsehen. Seit 1966 Lehraufträge an den Universitäten Hamburg, Göttingen und Osnabrück. 1970 Gründungsmitglied der Akademie für Publizistik. Seit 1971 (nebenamtlich) Dozent an der Akademie, ab 1974 ständiger wissenschaftlicher Berater. 1973 bis 1979 Sachverständiger im Fachausschuss Journalistenausbildung der Behörde für Wissenschaft und Forschung in Hamburg und 1980 bis 1982 Mitglied in der Gemeinsamen Kommission Journalistik der Universität Hamburg. 1980/81 Vertretung einer Professur in Göttingen. 1983 Professor für Angewandte Kommunikationswissenschaft mit dem Schwerpunkt Medienpraxis im neu geschaffenen Teilstudiengang Journalistik der Universität Hamburg (bis 2001).

*Vielleicht können Sie zu Beginn etwas über Ihr Elternhaus sagen, über Ihre Kindheit, Ihre Jugend.*

Ich hatte eine sehr glückliche Kindheit. Ich bin auf dem Land groß geworden. Wir haben in einem Forsthaus gelebt, mit meinen Eltern und meinem Bruder. Forsthäuser waren damals in Ostpreußen eine Mischung aus Bauernhof und Polizeistation. Mein Vater hat seinen Beruf

auch so gesehen, als eine Mischung aus Landwirt und Polizist. Ich bin mit Tieren aufgewachsen, mit der Jagd, mit der Natur. Als ich mit sieben Jahren meine Tante in Königsberg besucht habe, da schien mir dort alles furchtbar groß zu sein und furchtbar unübersichtlich.

*Wo sind Sie zur Schule gegangen?*

Zuerst in Polen, im Kreis Suwalki, in der Nähe der Grenze. Mein Vater hatte dort als Forstbeamter nach der Besetzung Polens 1941 die Aufsicht über polnische Forstleute. In der Schule war ich der einzige „Reichsdeutsche“. Die anderen Kinder waren sogenannte „Volksdeutsche“. Ich habe dadurch leidlich Polnisch gelernt und konnte meinen Eltern als Dolmetscher helfen, wenn sie mit dem polnischen Kutscher oder mit dem Hausmädchen zu tun hatten. Die Sympathie mit Polen ist bis heute lebendig geblieben, die Sympathie mit diesem historisch so geplagten Land und mit diesem schwierigen Volk.

*Wie haben Sie das Kriegsende erlebt?*

Wir haben Polen im Herbst 1944 verlassen. Es gab Partisanen, und meinen Eltern wurde es zu gefährlich. Außerdem wurde mein Vater eingezogen. Damit begann die Flucht. Erst mit dem Treck, zwei Pferde und ein Leiterwagen. Das ging meiner Mutter aber zu langsam. Wir sind auf die Bahn umgestiegen und zu Verwandten gefahren. Ich habe in Berlin Bombennächte gesehen, ohne jede Angst. Am nächsten Morgen haben wir Kinder Bombensplitter gesammelt und zwei kleine gegen einen großen getauscht. Das Kriegsende haben wir in Mecklenburg erlebt, in Hagenow. Zu fünft: mein Großvater, meine Tante, meine Mutter, mein jüngerer Bruder und ich. Zuerst kamen die Amerikaner, mit Schokolade und Apfelsinen. Als nächstes die Briten, ohne Geschenke. Und dann kamen die Russen, und es war Ausgangssperre. Im Frühsommer 1945 haben wir erfahren, dass mein Vater verwundet war und sich in dänischer Kriegsgefangenschaft befand. Als er in die britische Zone entlassen wurde, sind wir übersiedelt. Mein Vater bekam eine Försterei in Niedersachsen, in der Nähe von Stadthagen. Er war nicht in der Partei gewesen und politisch nicht belastet. Ich bin 1947 ins Stadthäger Gymnasium gegangen und habe dort auch meine Frau kennen gelernt. Wir waren Klassenkameraden.

*Hat Ihre Mutter gearbeitet?*

Nein. Sie war Försterfrau. Später hat sie oft gesagt, dass sie gern Lehrerin geworden wäre. Damals sei das aber am Widerstand ihres Vaters, der selbst Lehrer war, gescheitert.

*Hat Religion in Ihrem Elternhaus eine Rolle gespielt?*

Kaum. Ich war zwar ein vorbildlicher Konfirmand und konnte alle Erklärungen Luthers zu den zehn Geboten auswendig. In der Gymnasialzeit habe ich aber eine gewisse Distanz zur Religion entwickelt und erst recht zur Kirche. Wir hatten in der Klasse fünf Pastorensöhne. Eine richtige Reibungsfläche. Heute denke ich in religiösen Dingen differenzierter. Bei uns zu Hause war Religion aber kaum ein Thema. Es gab auch sonst wenig zu lesen. Wir hatten natürlich Bibel und Gesangsbuch, aber sonst nur ein paar Jagdgeschichten und Bilderbücher über das Wild oder über Ostpreußen. Im größten Schrankfach standen Jagdgewehre.

*Wurde das Dritte Reich am Gymnasium thematisiert?*

Überhaupt nicht. Ich war damals Klassensprecher und Schulsprecher. Als wir Abiturienten uns jetzt nach 50 Jahren wieder getroffen haben, habe ich eine kleine Rede gehalten über diesen blinden Fleck. Der Geschichtsunterricht war zu Ende, nachdem wir an der Bahre Bismarcks gestanden hatten. Im Deutschunterricht haben wir Gottfried Keller gelesen und

Theodor Storm. Den Realismus des 19. Jahrhunderts. Die Namen Brecht oder Thomas Mann kamen überhaupt nicht vor, ganz zu schweigen von Wolfgang Borchert. Ein kleinstädtisches Milieu in Niedersachsen. Die Lehrer, die sich über das Dritte Reich ausgesprochen haben, hatten dafür wahrscheinlich ihre Gründe.

*Wie sind Sie in diesem Milieu Geschichtsstudent geworden?*

Durch den NWDR. Das war mein Lehrer in Sachen Zeitgeschichte, Politik und Kultur. Der *Nordwestdeutsche Rundfunk* war auch der Grund, warum ich unbedingt in Hamburg studieren wollte. Ich wusste erst gar nicht, ob es dort überhaupt eine Universität gibt. Aber dort war der NWDR. Heute kann man sich gar nicht mehr vorstellen, was dieser Sender damals für eine Bildungsinstanz war. Ich war ein geradezu süchtiger Radiohörer.

*Warum haben Sie dann ausgerechnet Geschichte studiert?*

Eigentlich wollte ich Lehrer für Deutsch und Geschichte werden. Da lag es nahe, Geschichte und Literaturwissenschaft zu studieren, wobei mich die Geschichte mehr interessiert hat. Eigentlich bin ich bis heute Historiker geblieben.

*Ein Historiker, der erst Lehrer werden wollte und dann Journalist.*

In unserer Familie war ich der erste, der studiert hat. Der Lehrerberuf war mir durch die Schule vertraut. In der Studienzeit habe ich dann mehrere Schulpraktika machen müssen. Nicht dass ich dabei eingebrochen wäre, aber die Lehrerrolle hat mich angestrengt und nicht sehr befriedigt. Ich kam außerdem in einen Kreis von Studenten, der stark politisch motiviert war. Wir sahen uns alle irgendwie links, wenn auch nicht extrem links. Wir haben aber demonstriert, als Augstein 1962 verhaftet wurde (1). Durch diese Politisierung wurde der Journalistenberuf eine Option.

*Auch ohne Studium der Publizistikwissenschaft.*

Es ging nur ohne. Beim Vorstellungsgespräch hat mich Hans-Joachim Reiche, der Chefredakteur der *Tagesschau*, gefragt, ob ich Journalist werden will oder ob ich Publizistik studiere. Als ich gesagt habe, dass ich Geschichte studiere, konnte ich anfangen. Die Abneigung gegen die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Massenmedien war damals in der Praxis noch erheblich größer als heute. Ganz ist diese Animosität ja immer noch nicht überwunden. Ich war dann dreieinhalb Jahre bei der *Tagesschau*. Paul Sethe hat mich außerdem eingeladen, für die *Zeit* regelmäßig politische Bücher zu rezensieren. Meine Themen waren dort vor allem Osteuropa und der Kommunismus. Das ging über mehrere Jahre. In dieser Zeit habe ich auch angefangen, für den *Deutschlandfunk* historische und politische Features zu schreiben. So kam eins zum anderen. Mit dem Journalismus habe ich meine Promotionszeit finanziert. Daneben hat mich natürlich meine Frau unterstützt, die schon Lehrerin war.

*Hatten Sie bei der Tagesschau eine feste Stelle?*

Nein. Das war ein Werkvertrag, als Redaktionsassistent. Man hat den Redakteuren zugearbeitet. Für die Spätausgabe durfte man dann auch Nachrichten schreiben oder Filme texten, aber es gab immer noch einen hauptamtlichen Redakteur, der das kontrolliert hat.

*Wie kommt jemand, der auf dem Weg zu einer journalistischen Karriere war, zu einer Stelle am Hans-Bredow-Institut?*

Karriere ist sicher zu hoch gegriffen. Ich habe das damals nicht als Bruch wahrgenommen. Die Bredow-Stelle war für mich die logische Fortsetzung von dem, was ich als Journalist



gelernt hatte. Ich hatte gemerkt, dass das Nachrichten-Handwerk für mich möglicherweise doch nicht das Richtige ist. Ich war kein besonders flinker Schreiber, und das Nachrichtengeschäft hatte nach gut drei Jahren seinen Reiz verloren. Dieses Wiederkäuen von Agenturmeldungen, diese Nachrichtenfilme mit den immer gleichen Köpfen und den immer gleichen Situationen. Wenn mich aber zum Beispiel Sethe gefragt hätte, ob ich nicht bei der *Zeit* einsteigen wolle, dann hätte ich sicher überlegt. Aber Sethe war da schon im Ruhestand.

*Ein biographischer Zufall.*

Ja. Gefragt hat Egmont Zechlin, mein Doktorvater, der damals das Hans-Bredow-Institut geleitet hat. Laut Satzung musste das Institut immer von einem Ordinarius der Universität geleitet werden, obwohl es nur ein An-Institut war. Es gab in Hamburg keinen Professor, der Rundfunkexperte war. Zechlin hatte in der Weimarer Republik zwar für diese oder jene Zeitung geschrieben, in Sachen Rundfunk hatte er aber keinen Namen. Er wusste, dass ich bei der *Tagesschau* war und für den *Deutschlandfunk* gearbeitet habe, und hat mir die freie Stelle angeboten. Dort bin ich dann 18 Jahre lang geblieben. Genau die Hälfte meines Berufslebens.

*Was wussten Sie damals vom Hans-Bredow-Institut?*

Nicht sehr viel. Ich war als Student in zwei Seminaren bei **Gerhard Maletzke**. Das war sehr interessant. Maletzke war als Wissenschaftler seiner Zeit voraus. Ich muss aber gestehen, dass ich als Student zu wenig mit seinem Ansatz anfangen konnte. Er hat das Institut 1964 verlassen (vgl. Meyen/Löblich 2006: 221-237). Nachfolger war Uwe Magnus. Als ich 1965 kam, habe ich Maletzke nur noch als regelmäßigen Autor in *Rundfunk und Fernsehen* erlebt.

*Sie haben im Rückblick von einer „wissenschaftlichen Nische“ gesprochen und davon, dass die Zeitschrift Rundfunk und Fernsehen und das Internationale Handbuch für Rundfunk und Fernsehen die Arbeitskraft des Personals weitgehend absorbiert hätten (Roß 2000). Waren Sie damals zufrieden mit dem, was Sie am Hans-Bredow-Institut machen konnten?*

Mit der Nische war die ruhige Arbeitsatmosphäre gemeint. Mir persönlich kam der Einstieg in eine redaktionelle und dokumentarische Tätigkeit entgegen. Das entsprach dem, was ich mir damals unter Medienwissenschaft vorgestellt habe. In die Fußstapfen von Maletzke treten zu wollen, wäre vermessen gewesen. Ich habe dann die Mediengeschichte und später die Medienpolitik für mich entdeckt. In diesem Umfeld konnte ich mich sicher bewegen und habe gesehen, dass ich dort durchaus etwas Sinnvolles beitragen kann.



Gerhard Maletzke 2005 (Foto: Dorothee Stommel)

*Welchen Einfluss hatten Sie als Redakteur auf das, was in Rundfunk und Fernsehen veröffentlicht wurde?*

Schon erheblichen Einfluss. Zechlin hat die Zeitschrift von den beiden wissenschaftlichen Referenten machen lassen, von Magnus und von mir. Wir waren haben gemeinsam über Manuskripte beraten, wir haben Themen konzipiert und nach Autoren gesucht.

*Für wen haben Sie die Zeitschrift gemacht?*

Magnus hatte in Göttingen bei Wilmont Haacke studiert und deshalb eher die Publizistikwissenschaft im Blick. Ich habe eher auf die Rundfunkentwicklung geschaut. Das Hans-Bredow-Institut war vom NWDR gegründet worden und wurde vom NDR finanziell alimentiert. Bis heute. Schon deshalb standen Rundfunk und Fernsehen im Mittelpunkt. Aus diesem Umfeld kamen unsere Themen, unsere Autoren und auch die meisten unserer Leser. Als es in den 1970er Jahren um die Legitimation des öffentlich-rechtlichen Rundfunks ging, hat das natürlich auf die Zeitschrift ausgestrahlt. Später hat sich die Ausrichtung etwas geändert. Magnus ist zum WDR gewechselt und **Karsten Renckstorf** und **Will Teichert** kamen ins Institut und in die Redaktion. Beide waren Soziologen, Schüler von Janpeter Kob, der 1971 bis 1978 bei uns Direktor war. Das hat die Akzente verschoben, in Richtung Sozialwissenschaft, langsam auch in Richtung Empirie. Teichert und Renckstorf haben ja unter anderem dem Uses-and-Gratifications-Approach in Deutschland zum Durchbruch verholfen (vgl. Teichert 1972, 1973, 1975; Renckstorf 1973, 1989).

*Welches Verhältnis hatte Rundfunk und Fernsehen zur Kommunikationswissenschaft? **Walter J. Schütz** war als Redakteur der Publizistik ganz selbstverständlich Gründungsmitglied der DGfP und nimmt heute für sich in Anspruch, in seiner Zeitschrift alle wichtigen Trends im Fach widergespiegelt zu haben. Das lässt sich für Rundfunk und Fernsehen sicher nicht sagen. Wir hatten den Eindruck, dass in der Publizistik noch die Printmedien und der fachinterne Diskurs dominierten. So hat sich eine Art von Arbeitsteilung ergeben. Schon deshalb war Rundfunk und Fernsehen für die Selbstverständigung des Faches bei weitem nicht so wichtig wie die Publizistik. Dazu kommt dann die Rolle der Person Schütz. Er saß mitten im Spinnennetz der DGfP, hatte Verbindungen zu vielen Fachkollegen und sehr viel mehr Antennen für die Dinge, die in den Instituten gelaufen sind.*



Hans Mathias Kepplinger (links) und Walter J. Schütz  
(Quelle: Hans Mathias Kepplinger)

*Können Sie sich erinnern, wie damals die Beziehungen zwischen dem Hans-Bredow-Institut und den Universitätseinrichtungen des Fachs gewesen sind?*

Ich kann mich nur an einen intensiven Kontakt erinnern. An einen Besuch aus Münster. Mit



Henk Prakke an der Spitze, mit Winfried Lerg und Michael Schmolke, mit ein paar Studenten. Wir haben einen Tag in Hamburg diskutiert, auch über Lergs rundfunkhistorische Arbeiten (vgl. Lerg 1965). Natürlich kannte man die Fachkollegen von den Tagungen. Den Prominenten von Noelle-Neumann über Eberhard und Roegele bis zu Kieslich ist man dort respektvoll begegnet, aber meist folgenlos. Von der eigenen Arbeit schienen sie alle weit entfernt. Man war schließlich nur wissenschaftlicher Mitarbeiter eines kleinen Rundfunk-Instituts in Hamburg. Natürlich hatten wir an der Universität Lehraufträge, aber auch dort ging es dann wieder meist um Rundfunkthemen.

*Wie haben Sie die sozialwissenschaftliche Wende im Fach wahrgenommen, den Trend, den ja Renckstorf und Teichert auch in das Hans-Bredow-Institut gebracht haben?*

Ich bin unter den Direktoren Zechlin und Wenke wissenschaftlich sozialisiert worden. Beide hatten eine geisteswissenschaftliche Perspektive, beide waren auf den Rundfunk ausgerichtet und beide haben den Trend zur empirischen Sozialwissenschaft mit Skepsis oder sogar mit Ablehnung verfolgt. Mit Renckstorf und Teichert hat sich das geändert, aber sehr moderat. Natürlich gab es Grundsatzdiskussionen, und ich habe einiges dazulernen müssen. Letztlich hat uns drei Referenten aber auch persönliche Freundschaft immer wieder zusammengeführt. Vor allem mit Teichert hat mich außerdem das Interesse an der medienpraktischen Relevanz von Wissenschaft verbunden. Als Wolfgang Hoffmann-Riem Direktor wurde, ist die Institutsarbeit insgesamt deutlich ausgeweitet worden. Nicht nur in Richtung Sozialwissenschaft, sondern auch rechtlich und historisch-politologisch.

*War es in der Zeit der Studentenbewegung im Hans-Bredow-Institut tatsächlich so ruhig, wie Sie das beschrieben haben (Roß 2000)?*

Wir waren ja nicht in der Universität, sondern in der Heimhuder Straße. Zu uns kamen die Studenten wegen der Bibliothek. Dort haben wir meist auch unsere Seminare gemacht. Dort gab es nur Kleinigkeiten. Vielleicht hat einer mal das rote Buch von Mao hochgehalten. Zechlin und Wenke mussten aber in der Universität Kämpfe durchstehen wegen ihrer Zeit im Nationalsozialismus. Wenke hatte als Privatdozent einige Rezensionen geschrieben, in denen extreme Linke reichlich böse Spuren nationalsozialistischer Ideologie entdeckt zu haben glaubten. Seine Veranstaltungen sind boykottiert und dann gesprengt worden.

*Sie haben von zwei Lagern geschrieben, von den „verständnislosen Gegnern“ der protestierenden Studenten und den „verständnisvollen Sympathisanten“ (Roß 2000). Haben Sie sich einem dieser beiden Lager verbunden gefühlt?*

Eher den Sympathisanten. Als nach dem Tod von Benno Ohnesorg die Auslieferung der *Bildzeitung* blockiert wurde, war ich dabei, wenn auch nicht in vorderster Front. Gewalt gegen Personen war mir aber immer zuwider.

*Können Sie Kollegen verstehen, die heute auf die 68er schimpfen und die Wissenschaftsfeindlichkeit der Bewegung beklagen?*

Teilweise. Ich stehe dieser Bewegung inzwischen auch etwas distanzierter gegenüber. Wenn ich mit meinem Sohn über dieses Thema streite, falle ich aber noch immer in die Rolle des Alt-68ers. Er ist Reporter bei der *Zeit* und hält den Schaden, den die Bewegung verursacht hat, für deutlich größer als den Nutzen. Ich sage dann immer, Du kennst die Adenauer-Zeit nicht, Du hast nicht erlebt, wie verklemmt und vermieft dieses Land gewesen ist.

*Darf man Sie fragen, ob Sie in einer politischen Partei aktiv waren oder sind?*

Ich bin nie in einer Partei gewesen.

*War das je ein Thema?*

Nicht wirklich. Das hängt auch mit meinem Freundeskreis zusammen. Dort gab es einen Kommilitonen, acht Jahre älter als ich. Er war noch als Soldat im Krieg gewesen und als fanatischer Gegner des Nationalsozialismus zurückgekommen. Sein antinazistischer und antirassistischer Rigorismus hat mein politisches Denken geprägt. Ich hatte trotzdem keine Lust, mich der Disziplin einer Partei zu unterwerfen.

*Sie waren links und haben sich immer wieder mit Medienkritik beschäftigt (vgl. Roß 1993, 1997). Welches Verhältnis haben Sie zur Kritischen Theorie?*

Adorno ist für mich schon ein nachhaltiges Erlebnis gewesen. Nicht nur wegen seiner Medienkritik, sondern auch wegen seiner bürgerlich-konservativen Kunst- und Kulturauffassung. Karl Kraus hat mich ganz ähnlich beeinflusst. Möglicherweise bin ich deshalb mit zunehmendem Alter zu einer Art „Bildungsbürger“ geworden. Die Traditionen des alten Europa scheinen mir inzwischen wichtiger als die postmodernen Beliebigkeiten, die die Massenmedien überfluten.

*Anfang der 1970er Jahre haben Sie sich für die journalistische Aus- und Fortbildung an der Akademie für Publizistik engagiert. Woher kam das Interesse an journalistischer Ausbildung?*

Sicher aus meinen eigenen Erfahrungen mit dem Beruf. Ich habe ja als Bredow-Mitarbeiter noch weiter für die *Zeit* geschrieben und kannte vor allem reine Nachrichtenredaktionen. Manches wurde mir dort zu aktualistisch gesehen. Die Nachrichten-Routine hat kaum zugelassen, über die Bedingungen und die Folgen des Journalismus nachzudenken. Außerdem wurde damals intensiv über die Voraussetzungen für den Journalistenberuf diskutiert. Ausbildung versus Begabung. Die Akademie für Publizistik schien eine Chance zu sein, praxisnah auszubilden, aber nicht problemblind. Das Angebot ist auf fruchtbaren Boden gefallen. Der Andrang war sehr groß. Wir hatten sechswöchige Kurse für Volontäre und einwöchige für Redakteure und haben dort Mediengeschichte und Medienrecht behandelt, Medienwirkungen, Recherche- und Interviewtechniken, oft verbunden mit praktischen Übungen.

*Wie sind die Verleger- und Journalistenverbände, die die Akademie getragen haben, ausgerechnet auf Sie gekommen, auf jemanden aus einem Rundfunkinstitut?*

Ich war ja nicht die Hauptfigur. Bei der Gründung haben die Verbände und die Medienbranche dominiert und bei den Dozenten ausgewiesene Praktiker. Ich war der Wissenschaftler, der von außen kam, um Ratschläge zu geben. Dazu kam, dass die Zeitungsvolontäre auch mit der Rundfunkarbeit vertraut gemacht werden sollten. Als der Kursbetrieb dann lief, wurde ich gefragt, ob ich nicht als ständiger wissenschaftlicher Berater und Dozent mitarbeiten wolle.

*Ab 1973 waren Sie mehrere Jahre Sachverständiger im Fachausschuss Journalistenausbildung der Behörde für Wissenschaft und Forschung in Hamburg. Was antworten Sie jemandem, der sagt, letztlich hat sich Dieter Roß dort seine eigene Professur geschaffen?*

Da kann ich nur sagen: So viel Einfluss hatte ich nicht. Aber ich will nicht ausschließen, dass mir die Bekanntheit in diesem Kreis einen Bonus verschafft hat. Es gab ja mehrere Ausschüsse. Der Studiengang hat eine komplizierte Geschichte (vgl. Hennig 1983, Roß 2002). Am Anfang war Dortmund das Vorbild (2). Damals hat Hamburg noch eine Gesamthochschule geplant. Dort sollte es einen grundständigen Hauptfachstudiengang Journalistik geben. Als der Plan Gesamthochschule geplatzt war, hat man versucht, eine

bescheidenere Variante im Rahmen der Universität zu etablieren. In Gang gehalten hat das vor allem Jörg Hennig. Er hat den Fachbereich Sprachwissenschaften dazu gebracht, wenigstens an einen Teilstudiengang oder an ein Nebenfach zu denken. Die Universität musste die Journalistik dabei aus eigenen Mitteln bestücken, und nur die Sprachwissenschaftler waren bereit, eine Professur zur Verfügung zu stellen. Deshalb gab es eine Minimallösung. Eine Professur, eine halbe Sekretariatsstelle, eine halbe Mitarbeiterstelle und 42 Studierende pro Jahr.

*Sind Sie zur Bewerbung aufgefordert worden?*

Nein. Als ich die Ausschreibung für „Journalistik mit dem Schwerpunkt Angewandte Kommunikationswissenschaft“ gelesen habe, fühlte ich mich aber angesprochen. Vor allem unser Sohn hat mir außerdem sehr zugeredet. In der Berufungskommission saßen zwei Wissenschaftler, die schon in den Vorbereitungsgremien für die Universität gearbeitet hatten. Außerdem war dort Walter Menningen, damals Direktor des Funkhauses Kiel. Als Vertreter der Medienpraxis mit Stimmrecht.

*Wer waren Ihre Konkurrenten?*

Vorgetragen haben damals noch **Jürgen Wilke** und Dieter Prokop. Ich habe da für mich eigentlich wenig Chancen gesehen, vor allem gegenüber Wilke. Er hatte sich gerade habilitiert (vgl. Wilke 1984). Vielleicht passte das Hamburger Projekt aber genau zu mir und zu meinem Credo, dass die Universität auch die Aufgabe hat, Studierende auf journalistische Berufe vorzubereiten und ihnen die nötigen Sach- und Reflexionskompetenzen anzubieten. Den Teilstudiengang Journalistik habe ich deshalb für sinnvoll und für notwendig gehalten, auch oder vielleicht sogar gerade als Nebenfach, Zusatzfach oder Wahlfach. Mein Tätigkeitsprofil und meine beruflichen Erfahrungen haben der Hamburger Aufgabe offenbar entsprochen.



Jürgen Wilke 1992 mit Elisabeth Noelle-Neumann und Heinz Maier Leibnitz (Foto: privat, Archiv von Jürgen Wilke)

*Warum hatte ausgerechnet der Fachbereich Sprachwissenschaften Interesse an einer akademischen Journalistenausbildung?*

Jörg Hennig hat schon eine entscheidende Rolle gespielt. Er hat sich immer für Massenmedien interessiert. Er war für die Universität im Kuratorium des Bredow-Instituts und hat sich als Linguist wiederholt mit journalistischen Themen befasst, zum Beispiel mit der Verständlichkeitsforschung (vgl. Hennig 1979, 1980). Er hat zu diesen Themen ja dann auch in der Journalistik gelehrt. Wichtig war, dass er nicht aufgegeben hat, als der Gesamthochschul-Plan mit dem Hauptfach gescheitert war. Die Hauptfach-Idee ist in der Medienpraxis auch zunehmend auf Widerstand gestoßen. Die Praktiker sind mehr und mehr vom Dortmunder Modell abgerückt. Sie wollten in Hamburg keinen Diplom-Journalisten. Die Geschichte hat sich wiederholt, als 2000 das Hauptfach „Journalistik und Kommunikationswissenschaft“ eingeführt werden sollte. Das haben die Praktiker nicht

mitgetragen und sind aus den Institutsghremien ausgeschieden.

*Haben Sie diese Ablehnung verstanden?*

Ich habe das Nebenfach sehr geschätzt – wegen der Nähe zur Praxis und weil Studierende aus ganz unterschiedlichen Hauptfächern in die Journalistik kamen. Die Praxis hat diese Form akzeptiert und unsere Absolventen angenommen. Etwa zwei Drittel der Studenten sind tatsächlich im Journalismus oder in der PR gelandet. Der Teilstudiengang Journalistik war aber nicht nur Teil der medienpraktischen Kultur, sondern auch Teil der Universitätskultur. Dort wird ein reines Nebenfach nicht ganz für voll genommen. Man hat zum Beispiel kein Promotionsrecht. Ich habe versucht, das den Praktikern zu erklären, bin aber mit diesem Argument nicht durchgedrungen. Vielleicht ist Otfried Jarren auch wegen dieses Problems nach Zürich gegangen. Ohne die Aufwertung zum Hauptfach hätten wir sicher **Siegfried Weischenberg** nicht als Nachfolger gewinnen können. Mit dem Hauptfach ist das Institut auch in der Universitätskultur angekommen. Ich gebe aber zu, dass dieser Prozess für mich nicht ganz schmerzfrei war.

*Warum hängen Sie so am Nebenfach Journalistik?*

Im Nebenfach hatte die Kommunikationswissenschaft genau das Gewicht, das für die praktische Medienarbeit unabdingbar ist. Im Journalismus werden kaum theoretisch und methodisch hoch spezialisierte Kommunikationswissenschaftler gebraucht, sondern Mitarbeiter, die sachkundig sind, die die journalistischen Arbeitstechniken beherrschen und die in der Lage sind, über die Funktionen, Bedingungen und Folgen ihrer Arbeit nachzudenken.

*Was hätten Sie gemacht, wenn Sie nicht auf die Hamburger Professur berufen worden wären?*

Ich hätte mich wahrscheinlich bemüht, in die Medienforschungsabteilung einer Rundfunkanstalt zu kommen. Uwe Magnus und später auch Will Teichert sind diesen Weg gegangen.

*Im Sommersemester 1980 und im Wintersemester 1980/81 haben Sie eine Stelle in Göttingen vertreten. Hätten Sie sich damals vorstellen können, dort Professor zu werden?*

Nein. Ich habe mich niemals auf eine Professur mit dem Hauptfach Publizistik- oder Kommunikationswissenschaft beworben.

*Ist Ihnen der Wechsel vom Bredow-Institut an die Universität schwergefallen?*

Überhaupt nicht. Das hatte für mich eine innere Logik. Ich hatte schon in meiner Bredow-Zeit regelmäßig gelehrt und das in Göttingen ja auch schon mit vollem Deputat üben können. Die Lehre war mir immer besonders wichtig gewesen. Der neue Teilstudiengang hat außerdem eng mit dem Bredow-Institut zusammengearbeitet. Ohne die Instituts-Bibliothek wären wir gar nicht arbeitsfähig gewesen. Teichert und Renckstorf wurden Lehrbeauftragte. Und dann haben wir natürlich viele ausgewiesene Praktiker geholt.

*Im Rückblick betrachtet: War die Hamburger Professur die Position, auf der Dieter Roß die Erfahrungen, die er in seinem Berufsleben gesammelt hat, am besten einbringen konnte?*

Das müssten andere beurteilen. Ich habe mich in diesem Studiengang zu Hause gefühlt, weil er dem entsprochen hat, was ich wollte und konnte. Natürlich habe ich mir manches nachträglich aneignen müssen, was ich nicht von Grund auf gelernt hatte. Für mich persönlich war es aber ein Glücksfall, mit Praktikern zusammenzuarbeiten, die sich für die wissenschaftlichen Dimensionen des Journalismus interessiert haben, und mit Studierenden, die gerade die praktische Variante des Faches wollten.

*Wo sehen Sie Ihre Position im Fach? Haben Sie sich als Außenseiter gesehen?*

Außenseiter wäre zu hart, auch wenn ich sicher nicht in der „Mitte des Faches“ stehe. Mein Weg war sicher auch das Ergebnis einer bestimmten Konstellation, in der sich das Fach gegenüber der Medienpraxis geöffnet und die akademische Ausbildung für den Journalistenberuf gefördert hat. Das war in den 1970er und 1980er Jahren und ist vorbei (vgl. Wilke 1987). Heute würde ich mit einem ähnlichen wissenschaftlichen Profil kaum eine solche Chance bekommen. Höchstens bei einer Fachhochschule oder bei einer der privatwirtschaftlichen Einrichtungen, die die Journalistenausbildung mehr und mehr an sich ziehen. Ich halte das nicht gerade für einen Fortschritt.

*Sie haben vorhin das Vorbild Maletzke erwähnt. Gibt es andere Wissenschaftler, die für Sie eine Vorbildfunktion hatten oder möglicherweise bis heute haben?*

Maletzke war sicher kein Vorbild, dem ich hätte nacheifern können. Aber es gab schon Kollegen, mit denen ich gern zusammengearbeitet habe und von denen ich viel lernen konnte. Will Teichert, Wolfgang Hoffmann-Riem, Jörg Hennig, Otfried Jarren. Ich habe nach meiner Pensionierung Tisch und Stuhl am Institut behalten dürfen und treffe dort regelmäßig die Kollegen **Neverla**, Weischenberg und Pörksen. Die Tradition des Praxisbezugs wirkt dort in Lehre und Forschung fort. Mich hat regelrecht glücklich gemacht, dass es dem Institut gerade gelungen ist, bei der Rudolf-Augstein-Stiftung eine Professur mit dem Schwerpunkt „Praxis des Qualitätsjournalismus“ einzuwerben.

*Gab es Gegner, Konkurrenten oder vielleicht sogar Feinde?*

Feinde? Ich wüsste nicht. Ich habe immer vermieden, Feinde zu haben. Meine Frau sagt manchmal sogar, ich sei zu harmoniesüchtig.

*Gibt es etwas, worauf Sie besonders stolz sind?*

Das ist ja schlimmer als der Fragebogen in der FAZ. Stolz? Nein. Aber es hat mich gefreut, an einem Versuch beteiligt gewesen zu sein, den ich immer noch für lohnend halte. Wenn die



Karsten Renckstorf (Quelle: Communications 39. Jg.)



Journalistenausbildung in der Kommunikationswissenschaft heute abzusterben droht, dann hängt das auch damit zusammen, dass das Fach zu theorie- und methodenlastig geworden ist und sich zu sehr als empirische Sozialwissenschaft versteht. Auf den meisten Lehrstühlen sitzen Theoretiker oder Methodiker. Leute, die wahrscheinlich eine weitere Generation von Theoretikern und Methodikern heranziehen werden. Ich habe das Glück gehabt, in einer Phase zu arbeiten, wo das noch nicht so eindeutig und so verengt war. Darauf kann ich nicht stolz sein, aber es gab da etwas, woran ich mich mit Freude und vielleicht auch mit diesem oder jenem Erfolg beteiligen konnte.

*Mit Blick auf die akademische Journalistenausbildung klingt das resignierend.*

Ich glaube, dass das realistisch ist. Die Journalistenausbildung im Rahmen des Publizistik- und Kommunikationswissenschaft hat längerfristig keine guten Aussichten. Es arbeiten immer noch mehr Sprach- und Literaturwissenschaftler im Journalismus als Absolventen medienwissenschaftlicher Fächer (vgl. Weischenberg et al. 2006). Das finde ich bedauerlich. Ich würde mir im Journalismus etwas mehr an wissenschaftlicher Qualifikation wünschen und etwas mehr Reflexionspotenzial, gerade mit Blick auf die Bedrohungen durch Kommerz und Entertainment. Statt aber quasi antizyklisch grundlegende Standards und Normen für den Journalismus zu entwickeln und zu vermitteln, erschöpfen sich große Teile des Faches in fachinternen theoretischen, methodischen und empirischen Legitimationsübungen, deren medienpraktischer Nutzwert sich in engen Grenzen hält. Das ist noch milde ausgedrückt. Ist das nicht eine Kapitulation der Wissenschaft vor der Praxis und ein Rückzug in den Elfenbeinturm?

*Würden Sie etwas anders machen, wenn Sie heute noch einmal von vorn anfangen könnten?*

Eine hypothetische Frage. Hypothetisch geantwortet: Ich würde etwas mindestens Ähnliches besser zu machen versuchen.

*Was bleibt von Dieter Roß in der Kommunikationswissenschaft? Was sollte bleiben, wenn Sie darauf Einfluss hätten?*

Papst Johannes XXIII. hat gemahnt, Giovanni, nimm dich nicht so wichtig. Eines meiner Lebensmotti. In der Kommunikationsforschung werde ich kaum etwas Bleibendes hinterlassen, denn ich war immer eher Vermittler als Entdecker. In der akademischen Lehre bin ich daher ein wenig zuversichtlicher. Ich hoffe, dass in den Köpfen meiner Studenten dieses oder jenes weiterwirkt. Doch auch das wird nicht von Dauer sein: Der Wirkungskreis fast jeden Lehrers erlischt, wenn diejenigen einmal abtreten, die ihn erlebt haben.

## Anmerkungen

- 1 Am 10. Oktober 1962 war im *Spiegel* ein Beitrag von Conrad Ahlers erschienen, in dem Einzelheiten eines NATO-Manövers geschildert und die Verteidigungsfähigkeit der Bundesregierung in Frage gestellt wurden. Der Generalbundesanwalt erhob gegen die Hamburger *Spiegel*-Redaktion Anklage wegen Landesverrats. Am 23. Oktober 1962 wurde Haftbefehl gegen den Herausgeber Rudolf Augstein sowie Conrad Ahlers und weitere Redakteure erlassen. Die Redaktionsräume wurden von der Polizei besetzt und durchsucht. In der gesamten Bundesrepublik kam es zu Protesten und zu Podiumsdiskussionen über Pressefreiheit. In Hamburg demonstrierten hunderte Studenten vor dem Untersuchungsgefängnis, in dem Augstein einsaß. Im Zuge der „*Spiegel*-Affäre“ musste Verteidigungsminister Strauß zurücktreten. Der Bundesgerichtshof lehnte die Anklage wegen mangelnden Beweisen ab (vgl. Kepplinger 1999: 702f.).



- 2 Der nordrhein-westfälische Wissenschaftsminister Johannes Rau setzte 1975 eine Planungskommission zur Vorbereitung des Modellversuchs „Journalistenausbildung“ in Dortmund ein. Kurt Koszyk wurde zum Leiter der Projektgruppe gewählt, die das Konzept erarbeiten sollte (Stellenplan, Sachmittel, Curriculum). Der Studiengang wurde dann zunächst an der Pädagogischen Hochschule Ruhr in Dortmund eingerichtet, nachdem die Bemühungen gescheitert waren, ihn an der Universität Dortmund anzusiedeln. 1981 wurde die Diplom-Journalistik schließlich doch in die Universität integriert. Die auf vier Jahre angesetzte Modellversuchs-Phase wurde je zur Hälfte von Bund und Land finanziert. 1976 nahmen 51 Studenten in Dortmund ihr Journalistik-Studium auf (Weischenberg et al. 1976). 1977 wurde Kurt Koszyk auf den zunächst einzigen Lehrstuhl für Journalistik berufen. 1978 folgten die Berufungen von Gerd Kopper (Strukturfragen der Massenmedien) und Ulrich Pätzold (Vermittlungsformen des Journalismus). 1979 kamen Siegfried Weischenberg (Produktion) und 1979 Udo Branahl (Schwerpunkt Medienrecht) hinzu, 1980 Jürgen Heinrich (Ökonomie).

### Literaturangaben

- Jörg Hennig: Verbessern Moderationen die Verständlichkeit? Zur Funktion des Moderators in Nachrichtensendungen des Fernsehens. In: Praxis Deutsch Heft 36 (1979), S. 58-60
- Jörg Hennig: Umfassend, objektiv, verständlich? Zu den Nachrichtensendungen von ARD und ZDF. In: Manfred Brauneck (Hrsg.): Film und Fernsehen. Bamberg: Buchners 1980, S. 492-503
- Jörg Hennig: Der Teilstudiengang „Journalistik“ der Universität Hamburg. In: Publizistik 28. Jg. (1983), S. 263-265
- Hans Mathias Kepplinger: Publizistische Konflikte. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Köln: Böhlau 1999, S. 698-719
- Winfried B. Lerg: Die Entstehung des Rundfunks in Deutschland. Herkunft und Entwicklung eines publizistischen Mittels. Frankfurt am Main: Josef Knecht 1965
- Michael Meyen, Maria Löblich: Klassiker der Kommunikationswissenschaft. Fach- und Theoriegeschichte in Deutschland. Konstanz: UVK 2006
- Michael Meyen/Maria Löblich: „Ich habe dieses Fach erfunden“. Wie die Kommunikationswissenschaft an die deutschen Universitäten kam. 19 biografische Interviews. Köln: Herbert von Halem 2007.
- Karsten Renckstorf: Alternative Ansätze in der Massenkommunikationsforschung: Wirkungs- vs. Nutzenansatz. In: Rundfunk und Fernsehen 21. Jg. (1973), S. 183-197
- Karsten Renckstorf: Mediennutzung als soziales Handeln. Zur Entwicklung einer handlungstheoretischen Perspektive der empirischen (Massen-)Kommunikationsforschung. In: Max Kaase, Winfried Schulz (Hrsg.): Massenkommunikation. Theorien, Methoden, Befunde. Opladen: Westdeutscher Verlag 1989, S. 314-336
- Dieter Roß: Die neue Unverbindlichkeit. Der Zerfall der Öffentlichkeit und die Allgegenwart der Medien. In: Siegfried von Kortzfleisch, Peter Cornehl (Hrsg.): Medienkult – Medienkultur. Berlin: Reimer 1993, S. 15-33
- Dieter Roß: Traditionen und Tendenzen der Medienkritik. In: Hartmut Weißler, Christiane Matzen, Otfried Jarren, Uwe Hasebrink (Hrsg.): Perspektiven der Medienkritik – die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit öffentlicher Kommunikation in der Mediengesellschaft. Dieter Roß zum 60. Geburtstag. Opladen: Westdeutscher Verlag 1997, S. 29-45
- Dieter Roß: Wissenschaftliche Nische in Polit-Turbulenzen: die 60er Jahre. In: 50 Jahre Hans-Bredow-Institut. Hamburg: Hans-Bredow-Institut 2000

- Dieter Roß: Journalistik und Kommunikationswissenschaft Hauptfach an der Universität Hamburg. In: Publizistik 47. Jg. (2002), S. 327
- Will Teichert: „Fernsehen“ als soziales Handeln. Zur Situation der Rezipientenforschung: Ansätze und Kritik. In: Rundfunk und Fernsehen 20. Jg. (1972), S. 421-439
- Will Teichert: „Fernsehen“ als soziales Handeln (2). Entwürfe und Modelle zur dialogischen Kommunikation zwischen Publikum und Massenmedien. In: Rundfunk und Fernsehen 21. Jg. (1973), S. 356-382
- Will Teichert: Bedürfnisstruktur und Mediennutzung. Fragestellung und Problematik des „Uses and Gratifications Approach“. In: Rundfunk und Fernsehen 23. Jg. (1975), S. 269-283
- Siegfried Weischenberg, Frauke Höbermann, Claus Eurich: Start des Modellversuchs Journalistik im Gesamthochschulbereich Dortmund. In: Publizistik 21. Jg. (1976), S. 481-484
- Siegfried Weischenberg, Maja Malik, Armin Scholl: Die Souffleure der Mediengesellschaft. Report über die Journalisten in Deutschland. Konstanz: UVK 2006
- Jürgen Wilke: Nachrichtenauswahl und Medienrealität in vier Jahrhunderten. Eine Modellstudie zur Verbindung von historischer und empirischer Publizistikwissenschaft. Berlin: de Gruyter 1984
- Jürgen Wilke (Hrsg.): Zwischenbilanz der Journalistenausbildung. München: Ölschläger 1987

### Empfohlene Zitierweise

Dieter Roß: Journalistik zwischen Praxis und Wissenschaft. In: Michael Meyen/Thomas Wiedemann (Hrsg.): Biografisches Lexikon der Kommunikationswissenschaft. Köln: Herbert von Halem 2023. <http://blexkom.halemverlag.de/dieter-ross-interview> ?(Datum des Zugriffs).

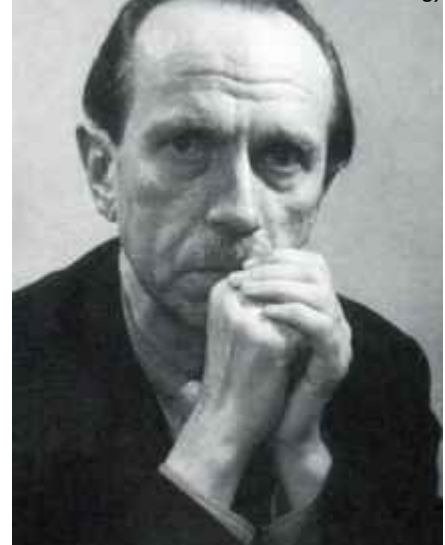
## Fritz Eberhard

**Lexikoneintrag von Michael Meyen am 21. September 2022**

2. Oktober 1894 bis 30. März 1982

Fritz Eberhard gehört zu der Professoren generation, die nach dem Zweiten Weltkrieg die sozialwissenschaftliche Wende der Publizistikwissenschaft eingeleitet hat. Das Institut an der FU Berlin verdankt ihm seinen Fortbestand nach dem Abschied von Emil Dovifat.

Fritz Eberhard (Quelle: Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung)



## Stationen

Geboren in Dresden als Hellmut von Rauschenplat. Aufgewachsen in Baden-Baden. 1914 bis 1920 Studium in Göttingen, Frankfurt/Main und Tübingen, unterbrochen von einer Einberufung. 1920 Promotion bei Robert Wilbrandt. Funktionär in linkssozialistischen Organisationen, Eintritt in die SPD. 1925 Parteiausschluss. Redakteur bei *Der Funke*, einer Tageszeitung des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes (ISK). 1933 illegaler Widerstand. 1937 Emigration (über Paris nach London). Redakteur und Sprecher beim MI5-Radiosender *Europäische Revolution* und Mitarbeit beim deutschen Dienst der BBC. Nach der Rückkehr Beteiligung am Wiederaufbau der SPD und Kommentare für *Radio Stuttgart*. 1946 dort Landtagsabgeordneter und kurz Staatssekretär. 1948/49 Mitglied im Parlamentarischen Rat. 1949 bis 1958 Intendant des Süddeutschen Rundfunks (SDR). 1956 ARD-Vorsitzender. 1960 Honorarprofessor an der FU Berlin, später kommissarischer Lehrstuhlinhaber sowie Institutsleiter und auch nach der regulären Besetzung des Lehrstuhls 1968 bis kurz vor seinem Tod Teil des Lehrkörpers. Zweimal verheiratet. Gestorben in Berlin.

## Publikationen

- Über den Luxus. Ein Beitrag zur sozialökonomischen Theorie der produktiven Konsumption. Tübingen 1920 (als Hellmut von Rauschenplat, Dissertation, ungedruckt).
- How to Conquer Hitler. A Plan of Economic and Moral Warfare on the Nazi Home Front. London: Jarrolds 1940 (als Hellmut von Rauschenplat).
- The Next Germany. A Basis of Decision on Peace in Europa. Harmondsworth: Penguin 1943 (als Hellmut von Rauschenplat mit Walter Auerbach, Otto Kahn-Freund und Kurt Mandelbaum).
- Der Rundfunkhörer und sein Programm. Ein Beitrag zur empirischen Sozialforschung. Berlin: Colloquium 1962.
- Franz Adam Löffler und Max Weber. Zwei Pioniere der Publizistikwissenschaft. In: Publizistik 8. Jg. (1963), S. 436-441.
- Macht durch Massenmedien? In: Publizistik 10. Jg. (1965), S. 477-494.

Fritz Eberhard zählt zu den Leuchttürmen der Publizistikwissenschaft und war maßgeblich an der Konsolidierung der Disziplin nach dem Zweiten Weltkrieg beteiligt. Als Intendant des SDR brachte er ab 1950 in Kooperation mit dem Institut für Demoskopie Allensbach die systematische und kontinuierliche Publikumsforschung auf den Weg (vgl. Eberhard 1962, Meyen 2001: 59-70) und half dann in Westberlin nicht nur [Elisabeth Noelle-Neumann](#) bei den ersten Schritten in die Fachgemeinschaft, sondern sorgte nach dem Abschied von [Emil Dovifat](#) mit hohem persönlichen Einsatz für institutionelle Kontinuität und eine inhaltliche Neuausrichtung, für die unter anderem die Namen [Hans Bohrmann](#), [Jörg Aufermann](#), [Elisabeth Löckenhoff](#), [Kurt Koszyk](#) und Gernot Wersig stehen.

Da das politische, publizistische und akademische Leben Eberhards den Rahmen eines Lexikonartikels sprengt, hat sich BlexKom entschieden, in der Rubrik "[Fachgeschichte](#)" einen ausführlichen wissenschaftsbiografischen Beitrag aus der Feder von Hans Bohrmann zu veröffentlichen (vgl. Bohrmann 2022) und diesen Eintrag knapp zu halten. Bohrmann kennt Fritz Eberhard aus persönlicher Zusammenarbeit und hat außerdem zahlreiche Archivquellen und Zeitzeugenaussagen nutzen können. In diesem [Beitrag](#), der Eberhards Leben mit der Zeit- und Fachgeschichte verlinkt, finden sich neben weiterführenden Literaturangaben auch zahlreiche Hinweise auf Sekundärquellen.

## Literaturangaben

- Hans Bohrmann: **Fritz Eberhard**. In: Biografisches Lexikon der Kommunikationswissenschaft. Köln: Herbert von Halem 2022.
- Fritz Eberhard: Der Rundfunkhörer und sein Programm. Ein Beitrag zur empirischen Sozialforschung. Berlin: Colloquium 1962.
- Michael Meyen: Hauptsache Unterhaltung. Mediennutzung und Medienbewertung in Deutschland in den 50er Jahren. Münster: Lit 2001.

## Empfohlene Zitierweise

Michael Meyen: Fritz Eberhard. In: Michael Meyen/Thomas Wiedemann (Hrsg.): Biografisches Lexikon der Kommunikationswissenschaft. Köln: Herbert von Halem 2022. <http://blexkom.halemverlag.de/fritz-eberhard/> (Datum des Zugriffs).

## Lexikoneintrag von Hans Bohrmann am 20. September 2022

Hans Bohrmann hat seine umfassenden Recherchen zu dem Journalisten, Politiker, NS-Widerstandskämpfer und Publizistikwissenschaftler Fritz Eberhard in einen Text gegossen, der weit mehr ist als ein Lexikoneintrag. BLexKom veröffentlicht die quellengesättigte Abhandlung ungekürzt.

Hans Bohrmann hat seine umfassenden Recherchen zu dem Journalisten, Politiker, NS-Widerstandskämpfer und Publizistikwissenschaftler Fritz Eberhard in einen Text gegossen, der weit mehr ist als ein Lexikoneintrag. BLexKom veröffentlicht die quellengesättigte Abhandlung ungekürzt.

## Einleitung

Fritz Eberhard hat nach seinem Studium während der Weimarer Republik als Heimvolkshochschullehrer (Ökonomie) und Politiker (Internationaler Sozialistischer Kampfbund) gearbeitet. Im Nationalsozialismus ging er in den Untergrund, um diese Arbeit fortzusetzen, und wurde 1937 in die Emigration gezwungen (Großbritannien). Dort arbeitet er mit der britischen Kriegspropaganda zusammen (Untergrundsender „Europäische Revolution“, Deutscher Dienst BBC) und wirkte als Buchautor und Journalist. 1945 kam er rasch in die amerikanische Zone Deutschlands zurück, trat in die SPD ein und wurde Landtagsabgeordneter, war Mitglied des Parlamentarischen Rates und wurde 1949 zum Intendanten des Süddeutschen Rundfunks (Stuttgart) gewählt. Mehrfach wiedergewählt, schied er 1958 aus (Nachfolger: Hans Bausch). In seiner letzten Arbeitsphase ging er als Honorarprofessor an die Freie Universität Berlin (Publizistik), wo er von 1961 bis 1968 das Fach festigen konnte (zuletzt als Lehrstuhlvertreter). Nachfolger wurde **Harry Pross**.

## Politische und journalistische Biografie

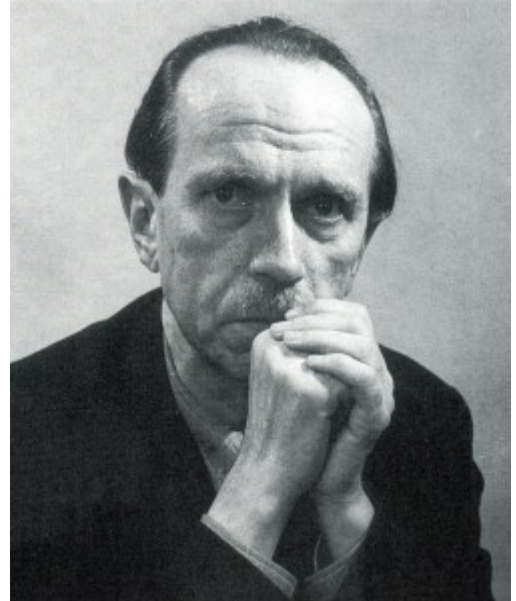
Fitz Eberhard (geboren am 2. Oktober 1894 in Dresden als Hellmut von Rauschenplat, gestorben am 30. März 1982 in Berlin) war das uneheliche Kind einer Hofdame des Sächsischen Königshofes, die daraufhin ihren Arbeitsplatz verlassen musste. Aufgewachsen ist er in Baden-Baden, wo er auch das Gymnasium besuchte und das Abitur bestand. Einer seiner Lehrer führte ihn in Karl Marx' Gesellschaftsanalyse ein, was Eberhard lebenslang prägte. Eberhard studierte in Göttingen, Frankfurt/Main und Tübingen, vorwiegend Volkswirtschaft. Das Studium (1914-1920) wurde unterbrochen von der Einberufung in den Ersten Weltkrieg. An der Universität Göttingen traf er den Philosophen Leonard Nelson, dessen Internationaler Sozialistischer Jugendbund (IJB) mit seiner Ausrichtung auf praktische, politische Arbeit für eine bessere Gesellschaft ihn beeindruckte. Nelsons Philosophie kam von Immanuel Kant her, und vertrat einen ethischen Sozialismus – nicht marxistischer Art. An der neu gegründeten Universität in Frankfurt/Main hörte Eberhard u.a. bei Franz Oppenheimer, dessen sozialreformerischer Elan sich in soziologischer Perspektive mit dem Genossenschaftsgedanken auseinandersetzte. Auch Oppenheimer verstand sich als liberaler Sozialist. Der sich anschließende Universitätswechsel nach Tübingen brachte eine Vertiefung der genossenschaftlichen Gedanken durch Robert Wilbrandt, der den nationalstaatlich verfassten Kapitalismus ergänzen bzw. ablösen wollte. Bei ihm promovierte Eberhard mit einer Dissertation „Über den Luxus“ (1920, ungedruckt), in der er ökonomische Folgerungen aus dem Weltkrieg suchte. Auch Wilbrandt verstand sich als Sozialist und Eberhards Plädoyer gegen den Luxus, das sich mit Blick auf die durch den Krieg vernichteten Werte für ihn quasi von selbst verstand, dürfte Wilbrandts Vorstellungen nahegestanden haben. Eberhard hat in einem Artikel in der *Frankfurter Zeitung* (10. März 1920) seine Dissertation öffentlich interpretiert.

Nun folgte eine kurze Zeit des Atemholens. Eberhard ist in kleineren, mitteldeutschen Betrieben im Rechnungswesen tätig. Er heiratet eine Ärztin (Dr. Martha Walter). 1922 trat er in Nelsons Bund ein. Von da an galt seine Arbeit vor allem dem Ziel, Geld für die politische Bildungsarbeit des IJB, aus dem sich der Internationale Sozialistische Kampfbund (ISK) als politische Partei entwickelte, zu verdienen. Und er passte sich den lebensreformerischen Grundsätzen Nelsons an, d.h. er löste seine Ehe, trat aus der evangelischen Kirche aus, wurde Vegetarier, rauchte nicht und trank keinen Alkohol mehr. Der ISK war Eberhards Lebensinhalt geworden und man geht kaum fehl in der Annahme, dass diese Entscheidung die lange erwogene Konsequenz aus den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges und der Studienzeit war. Nelsons Anhänger wussten, dass ihre Normen nur von wenigen geteilt wurden, die sich ohne Abstriche der politischen Arbeit widmeten. Um ihre politische Wirksamkeit zu verstärken, traten Nelsons Jünger in die SPD ein. Mit seinen niedersächsischen IJB-Freunden wurde auch Eberhard bald Funktionär der Jungsozialisten. 1925 wurde er mit diesen jedoch aus der SPD ausgeschlossen, weil die Gruppenbildung sich wohl schwerlich in die Parteiarbeit integrieren ließ. Fortan politisch auf sich gestellt, intensivierte der ISK seine Bildungsarbeit und trat in Wahlen, ohne große Erfolge, als eigenständige Partei an. In der Heimvolkshochschule Walkemühle bei Melsungen wurde Eberhard als Lehrer für die ökonomische Bildung zuständig. Nelson, dessen Gesundheit bereits länger fragil war, starb 1927. Sein Nachfolger wurde sein Sekretär Willi Eichler.



Als sich die Kabinette der Weimarer Republik 1930, mit dem Rücktritt des Reichskanzlers Hermann Müller (SPD), dauerhaft nur noch auf die schwankende Loyalität des Reichspräsidenten Paul von Hindenburg stützten, warf der ISK alles Geld und Personal zusammen und ging nach Berlin, wo sich die Aktivitäten um die Tageszeitung *Der Funke* gruppierten. Bei der Titelwahl ist es sicher kein Zufall, dass es sich um die deutsche Übersetzung von Lenins Parteiblatt *Iskra* handelt. Die zugrunde liegenden Analysen der gesellschaftlichen Verhältnisse ähnelten sich sehr, wenn auch der ISK sich als Organisation deutlich von der KPD als Teil der Kommunistischen Internationale abgrenzte und gerade nicht auf eine marxistische Revolution setzte.

Eberhard war als Redakteur beim *Funke(n)* für die Wirtschaftspolitik zuständig, und eine Helferin, die er dort für den Journalismus anlernte, war die Österreicherin Inge Meisel. Die Zeitung blieb auflagenschwach und war wirtschaftlich ein Zuschussgeschäft. Der ISK machte sich keine Illusionen über Deutschlands politische Zukunft, die ganz klar von der NSDAP geprägt werden würde. Man bereitete sich auf die Abschaffung der Demokratie und die polizeistaatliche Verfolgung aller Demokraten vor. Das faschistische Italien war ein sichtbares Vorbild. Die ISK-Mitglieder wurden nach dem Fünfer-Modell geordnet. Jedes Mitglied arbeitete örtlich politisch lediglich mit vier anderen Mitgliedern zusammen, kannte möglichst keine weiteren Mitglieder, die woanders im Reich tätig waren. Der Vorstand sollte arbeitsfähig bleiben. Er ging nach der sogenannten „Machtergreifung“ am 30. Januar 1933 nach Paris in die Emigration. Das vorhandene Geld der Partei wurde, mithilfe von Fritz Eberhard, illegal aus Deutschland herausgebracht. Durch eine theoretische Zeitschrift, die in Paris gedruckt wurde, gab es für ISK-Mitglieder weiter Analyse und Anleitung. Die *Sozialistische Warte* wurde mithilfe der „Internationalen Transportarbeitergewerkschaft“ in Hitlers Reich per Eisenbahn und Schiff eingeschleust. Die Inlandsleitung des ISK, die die Gruppen vor Ort regelmäßig aufsuchte, stellte die Verbindung untereinander und mit dem Vorstand in Paris her. Die Grenze nach Frankreich querte



Fritz Eberhard (Quelle: Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung)

Eberhard quasi routinemäßig und versah dabei auch Botendienste, etwa indem er Ernst Fraenkels Manuskript des „Doppelstaat“ mitnahm. Er kannte Fraenkel als Justiziar des Metallarbeiterverbandes aus Berlin. Das Zusammenspiel von Normenstaat herkömmlicher Art mit dem diktatorischen Maßnahmenstaat hatte er selbst beobachten können. Und er hat Fraenkel als Ordinarius für Politikwissenschaft an der FU Berlin erneut getroffen, wo dieser als Dekan der Philosophischen Fakultät die Ernennung von Fritz Eberhard förderte.

Eberhard hat beschrieben, dass unter den erschwerten Bedingungen des gleichgeschalteten Staates zunächst die Betriebe von ISK-Mitgliedern weiterliefen und auch noch Geld einbrachten. In Hannover gab es eine Brotfabrik; es gab vegetarische Gaststätten (u.a. in Berlin). Die Betriebe wurden als wenig auffällige Treffpunkte genutzt und konnten Ausgangspunkt für illegale Aktionen (etwa Anbringung von Anti-NSDAP-Parolen auf Bahnsteigen) sein. Eberhard selbst schrieb unter mehreren Pseudonymen (Fritz Dreher, Fritz Werkmann, F. Kempf, Fritz Werkmann, Hans Schneider, von Brockhus, Mutmacher) ökonomische Analysen für kleine Zeitschriften, die (unerkannt) oppositionellen Zielen nahestanden. Sie sollten darüber aufklären, dass der Wirtschaftsaufschwung im NS-Staat hauptsächlich durch Aufrüstung zu erklären war. Nach den Olympischen Spielen 1936 wurde die politische Verfolgung solcher oppositionellen Aktivitäten durch die Gestapo verstärkt. Die kleinen ISK-Gruppen mussten sich ruhiger verhalten. 1937 erhielt Eberhard den vertraulichen Hinweis, dass man ihm auf der Spur sei. Er nahm den Wink ernst und schlug sich wiederum über die grüne Grenze durch, über die Schweiz nach Paris. Es ist nicht zu entscheiden, wie die in Paris versammelten ISK-Mitglieder mit ihrem Vorstand diskutierten. Deutlich ist, dass eine Gruppe, die die direkte Aktion in Deutschland wollte, denen unterlag, die Abwarten, so schwer es fiel, für politisch eher geraten hielten. Dabei spielte wohl eine Rolle, ob ein Fanal, wie ein Attentat auf Hitler (wozu Eberhard bereit gewesen sein soll), angesichts der im Reich fortgeschrittenen polizeistaatlich erzeugten Ruhe



Hans Bohrmann (Foto: Wolfgang Eichhorn)

Aussicht auf folgende spontane Aufstände hätte haben können. Voraussetzung war auch die Bejahung einer Zusammenarbeit mit den angloamerikanischen Geheimdiensten, um eine Bewaffnung zu sichern.

Eberhard zog es weiter nach England, wo er sich in London wieder mit dem ISK-Vorstand zusammenfand. Heftige Zerwürfnisse sind für die politische deutsche Emigration durchaus charakteristisch und können als ein Reflex der fremdbestimmten, um nicht zu sagen unfreien Lage, in der man sich befand, gedeutet werden. Im Falle des ISK kam es in London zu einer Entscheidung: Hans Lehnert, Inge Meisel und Fritz Eberhard traten aus dem ISK aus. Lehnert, der nach einer Verhaftung in Norddeutschland freigekommen und knapp dem NS-Staat entronnen war, flüchtete nach England und ging von dort in die Schweiz, wo er interniert wurde. Eberhard und Meisel zogen in London in eine Wohnung und bekundeten auch damit die nunmehrige Distanz zu den ISK-Werten. Als politische Emigranten aus dem nationalsozialistischen Deutschland hatten sich für beide augenblicklich in England alle Perspektiven verändert. Emigranten wurden im Allgemeinen bestimmten Wohnorten zugewiesen. Sie bekamen, vor allem zu Anfang, keine Arbeitserlaubnis, waren also auf Zuwendungen von mildtätigen Organisationen angewiesen. Von offiziellen Stellen wurden die Emigranten misstrauisch beobachtet, weil sie immer zugleich in Verdacht standen, mit der Nazi-Seite heimlich in Kontakt zu stehen. Von der Botschaft des NS-Staates in London (die seit der Einverleibung Österreichs 1938 auch für Meisel zuständig war) wurden sie, wenn immer möglich, überwacht. Wenn ihre Pässe abliefen, mussten sie immer überlegen, ob sie den Status als staatenloser Ausländer in England einer Verlängerung durch die deutsche Botschaft vorziehen wollten. Als Emigrant durfte man nicht politisch tätig sein und sich nicht ohne Erlaubnis in Organisationen zusammenschließen. Auch private Kontakte nach Deutschland wurden praktisch unmöglich, weil sie von deutscher Seite wenn möglich überwacht und von englischer Seite natürlich misstrauisch beäugt wurden. In Kriegszeiten waren zudem die Postdienste abgebrochen. Das bedeutete, dass Informationen aus Deutschland außerhalb von offiziellen Quellen nur tröpfchenweise ankamen. Unter solchen Bedingungen den Versuch zu unternehmen, die ISK-Gruppen in Deutschland irgendwie informiert zu halten, war schwierig; die deutsche Öffentlichkeit zu erreichen, eigentlich unmöglich.

Fritz Eberhard, der sich auf Englisch geläufig verständigen konnte, versuchte, wie später auch der ISK-Vorstand, Kontakte zur Labour Party aufzubauen. Dabei ging es darum, sich politisch informiert zu halten und so weit wie irgend möglich die deutsche Perspektive der Emigration in England erkennbar werden zu lassen, zumal in der Kriegscoalition in London auch die Labour Party beteiligt war. Für Fritz Eberhard waren diesen Verbindungen so fest, dass sie bis in die mittlere Nachkriegszeit reichten. Er hatte Briefwechsel mit britischen Kabinettsmitgliedern auch in den 1960er Jahren.

Neuen Spielraum gab der Kontakt zu Sefton Delmer und dessen Mitarbeitern beim britischen Geheimdienst MI5. Eberhard wirkte an dessen Radiosender „Europäische Revolution“ als Redakteur und Sprecher mit. Gesendet wurde in deutscher Sprache, vorgeblich als deutscher Untergrundsender, der sein Programm tatsächlich von einer Kanalinsel ausstrahlte. Die Absicht war, die Besatzungssoldaten in Frankreich und in Benelux, womöglich auch in Deutschland zu erreichen. Eberhard wirkte auch während des Zweiten Weltkrieges am deutschen Dienst der BBC als Sprecher und als Kommentator mit, wenn auch die Identität

der deutschen Mitwirkenden nicht aufgedeckt wurde und die politischen Botschaften mit den britischen Intentionen übereinstimmen mussten. Wegen der Zusammenarbeit mit der britischen Regierung wurden Fritz Eberhard und seine engeren politischen Freunde zu Beginn des Zweiten Weltkrieges weder in Großbritannien interniert noch in Commonwealth-Länder in Übersee gebracht (wie beispielsweise der Jurist und spätere deutsche Soziologe und Kommunikationswissenschaftler Alphons Silbermann, der nach Australien verschifft wurde; die beiden haben sich in der britischen Emigration nicht kennengelernt).

Eberhard wurde auch eine gewisse politische Arbeit mit gewerkschaftlicher Basis gestattet. Er konnte sich mit anderen Emigranten aus Europa austauschen, eine Zeitschrift in deutscher Sprache herausbringen und, je deutlicher sich die Niederlage im Zweiten Weltkrieg abzeichnete, auch Pläne diskutieren, wie das Erziehungswesen demokratisch neu aufgebaut werden sollte. In diesen Gruppen traf Eberhard u.a. auf den Sozialdemokraten Fritz Borinski, der später an der FU Berlin als Ordinarius für Erwachsenenbildung wirkte und Eberhard nach seiner Ernennung zum Honorarprofessor für Publizistik begrüßen konnte.

In den gewerkschaftlichen Diskussionsgruppen in England wurden Entscheidungen zur parteipolitischen Neuorientierung vorbereitet, die auch die Mitglieder des ISK betrafen. Die Idee war als Schlussfolgerung aus der Zersplitterung der Linken in der Weimarer Zeit, die Mehrheits-SPD durch den Beitritt zu stärken. So haben sich auch die aus England überwiegend zurückgekehrten politischen Emigranten verhalten. Willy Eichler etwa hat im Parteivorstand der SPD mitgearbeitet und ist einer der wichtigsten Mitautoren des Godesberger Programms geworden, das in der Relativierung der marxistischen Anfänge der SPD auch deutliche Zeichen des Nelsonschen Denkens enthält.

Hellmut von Rauschenplat (Fritz Eberhard) hatte in der zweiten Hälfte des Zweiten Weltkrieges in England auch die Chance, zusammen mit Hilde Meisel (Monte) seine politischen Ideen in Publikationen eines englischen Verlags zu veröffentlichen. Das waren ISK-Themen: „How to Conquer Hitler“ (1940) und „Help Germany to Revolt!“ (1942). Die Autoren wollten die britische Öffentlichkeit für die Politik einer sozialistischen Umgestaltung Deutschlands gewinnen und als Vorstufe dazu die deutschen Arbeiter zur Sabotage der totalen Kriegsführung veranlassen. Als Hebel dazu sollten die ISK-Gruppen vor allem in Süddeutschland dienen, die von der Gestapo nicht ausgehoben worden waren. Ziel war eine durchgängige Demokratisierung der Gesellschaft, die die durchaus wirksamen Reste feudaler Macht (ostelbische Grundbesitzer) beseitigt und in der Wirtschaft die Gewerkschaften als Gegenmacht des Kapitals stärkt.

Zur konkreten Umsetzung dieser Absichten gab es zum Ende des Krieges auch Möglichkeiten, mithilfe der britischen und US-amerikanischen Geheimdienste ISK-Mitglieder über die Schweiz illegal nach Deutschland zu senden. Dabei sollten Informationen aus erster Hand gesammelt werden. Bei einem solchen Unternehmen ist Hilda Monte (Meisel) im April 1945 nach dem Übertritt über die Grenze von der Schweiz ins ehemalige Österreich erschossen worden.

Als sich nach der endlichen Kapitulation Hitler-Deutschlands für die Emigranten eine Perspektive auf Rückkehr eröffnete, zeigte sich die britische Militär(besatzungs)-Verwaltung, die vor allem den Nordwesten Deutschlands erhalten hatte, zunächst wenig offen. Sie hielt nichts von deren unmittelbarer Rückkehr nach Deutschland. Eberhard aktivierte deshalb seine Beziehungen zu den Amerikanern und es gelang ihm, mit einer US-Militärmaschine in

die amerikanische Zone zu gelangen und als Teil der Militäradministration in Stuttgart Fuß zu fassen.

Voraussetzung für diese Rückkehr war, dass für einen Personal- und Dienstaussweis endgültig sein Name geklärt wurde. Die Amerikaner wollten möglichen Werwolf-Aktivitäten die Spitze abbrechen und wünschten, dass der Baron von Rauschenplat einen unverfänglichen bürgerlichen Namen wählte. So kam Fritz Eberhard, was als Nom de Plume schon im Widerstand Freunden bekannt war, auch offiziell in den Pass. Eberhard hat besonders den Vornamen nicht geliebt und stets mit „F.“ abgekürzt.

In Stuttgart arbeitete Eberhard als Programmberater (Kontroller) im neu gegründeten amerikanischen Sender „Radio Stuttgart“, wo er auch Kommentare sprach. Er beteiligte sich am Wiederaufbau der Sozialdemokratischen Partei, die von den Nationalsozialisten 1933 aufgelöst worden war, und am Wiederaufbau der ebenfalls 1933 verbotenen Gewerkschaften, wie bereits im Exil vorgeplant. Eberhard berichtete regelmäßig über die Fortschritte bei der Organisationsentwicklung an Vertrauensleute der internationalen Gewerkschaftsbewegung.

Carlo Schmid bereitete in derselben Zeit mit Zustimmung der amerikanischen Besatzungsmacht eine Verfassung für einen Südweststaat vor. Eberhard dürfte schon damals mit ihm bekannt geworden sein, ohne dass beide eine feste Parteifreundschaft schlossen. Das galt auch für den aus Karlsruhe stammenden späteren Bundesfinanzminister in der Regierung Brandt, Alex Möller, der von 1951 an den Vorsitz im Verwaltungsrat des Süddeutschen Rundfunks (SDR) innehatte. Dieser war 1948 als deutsche Rundfunkeinrichtung auf den Stuttgarter Besetzungssender gefolgt, um den östlichen Teil des entstehenden Bundeslandes Baden-Württemberg zu versorgen. Der westliche Teil wurde durch den Südwestfunk (SWF) mit Sitz in Baden-Baden abgedeckt. Im Unterschied zu allen anderen westlichen Bundesländern wurde der Südwesten mit zwei öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten versehen, deren Intendanten unterschiedlichen Parteien angehörten. Enge Kontakte behielt Eberhard mit SPD-Abgeordneten, gerade aus dem Stuttgarter Raum, so beispielsweise mit Erwin K. Schoettle, den er bereits aus der Londoner Emigration kannte.

Eberhard wurde für die SPD in den ersten Stuttgarter Landtag 1946 aufgestellt und gewählt. Die konstituierende Sitzung erfolgt noch im Dezember 1946. Im Anschluss an die Konferenz der deutschen Ministerpräsidenten (1947), die nach dem Auszug der ostdeutschen Amtsträger als gescheitert galt, genehmigte die amerikanische Besatzungsregierung den Landesregierungen ihrer Besatzungszone die Einrichtung eines „Büros für Friedensfragen“ mit Sitz in Stuttgart. Diese Dokumentationsbehörde sollte Vorarbeiten für einen etwaigen Friedensvertrag leisten. Zum Leiter dieser kurzlebigen Einrichtung (April 1947 bis Dezember 1948) wurde, im Rang eines Staatssekretärs, Fritz Eberhard ernannt. Seine gute Kenntnis der angloamerikanischen Politik (in Großbritannien gab es eine Labour-Regierung, in den USA war der Demokrat Truman Präsident) haben ihm dabei sicher geholfen.

Fritz Eberhard heiratete 1947 Elisabeth Küstermeier (geb. Schaaf). Diese hatte im deutschen Widerstand an der Rettung von Juden durch das Beschaffen von Ausreisepapieren in katholischen Institutionen mitgearbeitet. Für beide war es die zweite Ehe.

Von Dezember 1948 bis Mai 1949 gehörte Fritz Eberhard zu den 65 stimmberechtigten Mitgliedern des Parlamentarischen Rates, die mit Zustimmung der drei westlichen Alliierten eine Verfassung für einen Weststaat ausarbeiten sollten, welche dann am 23. Mai 1949 in

Bonn verkündet wurde. Dabei engagierte sich Eberhard stark bei der Einarbeitung der Regelung zur Kriegsdienstverweigerung in die vorläufige Verfassung.

Als die Intendanz des SDR nach zwei Rücktritten 1949 geregelt werden musste, entschloss sich Fritz Eberhard zur Bewerbung und wurde vom Rundfunkrat, der in Stuttgart damals noch stark von sogenannten „grauen“ (d.h. nicht parteigebundenen) Mitgliedern getragen war, gewählt. Er trat als Intendant zum 1. September 1949 an. Und es gelang ihm, den neuen Sender, der weder private Firma (wie in der Weimarer Republik) noch staatliche Instanz (wie im NS-Staat) war, als sich selbst verwaltende Institution zu festigen und als Teil der Arbeitsgemeinschaft der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten (ARD) zu öffentlichem Ansehen zu führen. 1956 war er Vorsitzender der ARD.

In die Intendanz Fritz Eberhards fiel die Entscheidung über die Errichtung des Fernsehturms auf dem Killesberg, die ein finanzieller Kraftakt war, aber ein wichtiges Zeichen für den Stuttgarter Rundfunk in der Öffentlichkeit darstellte. In Eberhards Intendanz fiel ebenso der Aufbau einer Fernseh Abteilung (ab 1952/53), die am Gemeinschaftsprogramm der ARD (1. Deutsches Fernsehen) einen beachtlichen Anteil einbrachte. Durch die Stuttgarter Schule der Fernsehdokumentation erlangte der Sender ARD-weit Aufmerksamkeit. Fritz Eberhard zog begabte und leistungswillige Rundfunk- und Fernsehjournalisten heran, denen er die nötige Freiheit gab, Programme zu gestalten, sodass sie langfristig in der Einrichtung blieben. Da sich Eberhard intensiv ums Programm des Senders kümmerte, wurde er auch mit Programmentscheidungen identifiziert und in Konflikte in der Öffentlichkeit bis in den Rundfunkrat hineingezogen. Weil er seine Position in diesen Konflikten durchsetzen konnte und mehrfach wiedergewählt wurde, glaubte er auch am 31. August 1958 an seine erneute Bestätigung durch den Rundfunkrat. Dieser wählte aber mit knapper Mehrheit den Rundfunkjournalisten und CDU-Politiker Hans Bausch zu seinem Nachfolger. Eberhard hatte wohl den Trend zur Koordinierung von Landespolitik und Rundfunkpolitik unter CDU-Fahnen unterschätzt, worauf die Wahlergebnisse nicht nur im Bund, sondern auch im Südwesten hindeuteten.

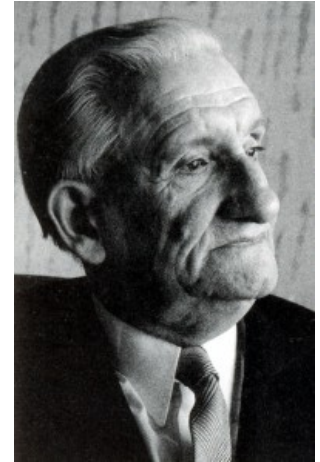
## Kein Ruhestand, sondern Orientierung zur Publizistik als Wissenschaft

Auf den nahenden Ruhestand mochte sich Fritz Eberhard nicht einlassen. Wie zahlreiche Altersgenossen, die in die Emigration gedrängt wurden, hatte auch er den Eindruck, dass sein Lebensziel mit dem 65. Lebensjahr noch nicht erreicht sei. Vielmehr trieb Eberhard ein Projekt voran, das ihn schon länger beschäftigte. Es ging um die wissenschaftliche Durchleuchtung des Rundfunk-Programms mithilfe der Umfrageforschung. Er war überzeugt, dass die fatale Hinwendung zu Hitler Ende der Weimarer Republik abgewendet werden hätte können, wenn seinerzeit repräsentative Umfrageergebnisse zeitnah zur Verfügung gestanden hätten, und dass sich Umfragen zum Programm positiv auf die Arbeit von Journalisten auswirken könnten. Deshalb hatte er im SDR psychologische Untersuchungen zur Wirkung von Sendungen in Auftrag gegeben. In den letzten Jahren seiner Intendanz hatte er **Elisabeth Noelle-Neumann** mit dem Allensbacher Institut vermehrt herangezogen, weil dieses sich nach Qualität und Quantität seiner Forschungsergebnisse nicht nur für den NWDR in Hamburg hervorgetan hatte. Noelle-Neumann lud Eberhard ein, in der Allensbacher Bibliothek zu forschen und eine Summe dessen zu ziehen, was Umfrageforschung für das Programm zu leisten vermochte. So entstand in den kommenden Jahren ein umfangreicher Forschungsbericht, der 1962 in einer von Eberhard gegründeten Schriftenreihe erschien. In



dem Buch wurden die Techniken der Umfrageforschung und vor allem an Beispielen aus dem Programm des SDR die Reaktionen des Publikums verdeutlicht. Dass die Umfrageforschung in ihren Ergebnissen als angewendete Sozialtechnik auch strittig war, diskutierte er weniger. Das konnten die Studenten der FU in der Politikwissenschaft bei Ernst Fraenkel und Kurt Sontheimer oder in der Soziologie bei Ludwig von Friedeburg und Hans-Joachim Lieber lernen.

Als Eberhard Ende 1960 als Honorarprofessor an die FU Berlin berufen wurde, war das ein inneruniversitärer Vorgang, denn die öffentlich-rechtlich organisierte FU konnte Ernennungen, die nicht auf Beamtenpositionen erfolgten, in eigener Verantwortung wahrnehmen. Wenn es zugleich um die Leitung eines Instituts und in der Perspektive um die Vertretung eines Lehrstuhls ging, bedurfte das allerdings der Mitwirkung des Senators für Volksbildung, Joachim Tiburtius (CDU), der in der großen Koalition der Landesregierung schon mehrere Legislaturperioden für die FU zuständig war. Dabei lag auf der Hand, dass Eberhards Ernennung kaum den Beifall **Emil Dovifat** finden konnte. Zu groß waren die Divergenzen zwischen dem vom katholischen Zentrum stammenden Dovifat, der während der gesamten Nazi-Zeit, wenn auch nicht immer unangefochten, Leiter des Deutschen Instituts für Zeitungskunde (später Zeitungswissenschaft) der Friedrich-Wilhelms-Universität geblieben und in Berlin Mitgründer der CDU war, und dem aus der evangelischen Kirche ausgetretenen, aus NS-Deutschland emigrierten und in der Bundesrepublik stets zur SPD gehörigen Eberhard. Dennoch wurde Eberhard ernannt und gehörte auch nach der ordentlichen Besetzung des Lehrstuhls (1968) weiter dem Lehrkörper des Instituts an. Er hielt Vorlesungen und Seminare und prüfte Studenten bis zum Wintersemester 1981/82, kurz vor seinem Tode.



Emil Dovifat (Foto: Dorothee von Dadelsen)

Die Ernennung rief anfangs in Teilen der gedruckten Öffentlichkeit kritische Reaktionen hervor. Einige Vertriebenenorganisationen wärmten ihre Erzählungen von der „vaterlandsfeindlichen Emigration“ wieder auf und der Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger (BDZV) reihte sich in den Kritikerchor ein, indem er dem „Rundfunkmann“ Eberhard Zeitungsfremdheit vorwarf. Die Fakultät wies diese jenseits aller Sachlichkeit liegenden Argumente deutlich zurück und dürfte sich in der Wahl nur bestärkt gesehen haben. Dass mit Fritz Eberhard der erste Sozialdemokrat ein großes Institut für Publizistik leiten sollte, stand bei den Kritikern im Hintergrund ihrer Urteilsbildung, wurde aber nicht ausgesprochen. Eberhard bekam einen guten Eindruck davon, wie politisch jede Ernennung an der FU Berlin in jenen Jahren aufgenommen wurde und wie jede seiner Entscheidungen grundsätzlich unter Kritik gestellt wurde. Daran wird er auch gedacht haben, als er einen Brief seines Göttinger Kollegen **Wilmont Haacke** erhielt, der ihm in dem durch führende Fachvertreter katholisch geprägten Fach seinerseits eine



Wilmont Haacke  
(Quelle: Publizistik 26. Jg., S. 110)

evangelische Allianz vorschlug. Auf solche Diskussionen ließ sich Fritz Eberhard aber nicht ein.

In seinen Thesen zur Publizistikwissenschaft schlug Eberhard ganz neue Töne an: Was gelten sollte, war der durch empirische Sozialforschung bestätigte Befund. Dahinter stand die Ideenwelt von Karl Popper: Johannes Wenzler (1968) hat über den „publizistischen Prozess“ mit Fritz Eberhard geforscht, Werner Meffert (1967) hat gezeigt, wie Inhaltsanalyse in Eberhards Perspektive aussieht, und Robert Peck hat in seiner Analyse der Nachrichtenagenturen zur Berlin-Krise (1967) ebenso gezeigt, wie man mit dem Eberhardschen Instrumentarium umgehen konnte. Es war aufwendig und griff auf die empirische Soziologie zurück. Im Mittelpunkt stand die Inhaltsanalyse als kleinteilige Beschreibung der empirischen Realität. Damit glaubte Eberhard näher an die Wirklichkeit heranzukommen, als es mit der philologischen Beschreibung durch Dovifat möglich war. Der Emeritus antwortete rasch und verwies auf die Ergebnisse seiner Forschungen. Im Rückblick scheinen die Positionen näher beieinanderzuliegen, als sie damals auch von Studentenseite aufgefasst wurden.

Der Umfang der alltäglichen Herausforderung in der Führung des Instituts war enorm. Die Lehrtätigkeit, die Anfang der 1960er Jahre bei vier Semesterwochenstunden lag und Eberhard mit einer zweistündigen Vorlesung, einem Oberseminar und einem Examenskolloquium leicht erreichen konnte, war nur das eine, daneben forderte das ständige Inganghalten der Verwaltung eine fast täglich Anwesenheit. Ob das mit den zunächst 500 Mark monatlich, quasi als Aufwandsentschädigung, abgegolten werden konnte, kann man getrost bezweifeln. Eberhard krepelte die Ärmel hoch und packte die Probleme mit allen Statusgruppen an. Im Mitarbeiterkreis hatte er seine Tätigkeit zurückhaltend als „Generalsekretär des Instituts“ beschrieben. Er konnte sich aber nur auf ein gutes halbes Dutzend Mitarbeiter stützen, darunter bloß einen festangestellten Akademiker und dann zwei Assistenten, also befristet Beschäftigte. Die anderen hatten Semesterverträge, waren halbtags angestellt (Hiwis bzw. Hilfswillige, wie es im Militärjargon hieß), die zwar verlängert werden konnten, aber nicht mittelfristig einplanbar waren, denn sie waren in der Regel Doktoranden. Es gelang während Eberhards Direktorat nicht, eine Ausweitung des Stellenplans zu erreichen. Zur Entlastung wurden allenfalls Mittel zur weiteren Beschäftigung von Hiwis bewilligt.

Der Inhaber der Akademischen Ratsstelle war unter dem Institutsleiter Eberhard stets Geschäftsführender Assistent. Zu Beginn war das **Günter Kieslich**, nach dessen schnellem Ausscheiden dann **Elisabeth Löckenhoff**, die im Laufe der Semester engste Vertraute des Institutsdirektors wurde.

Solange Fritz Eberhard das Institut leitete respektive später den Lehrstuhl kommissarisch wahrnahm, hatten seine Mitarbeiter die Sorge, ob er der Belastung gesundheitlich würde standhalten können. Eberhard war Frühaufsteher und musste oft zusätzlich Abendtermine einplanen. Er lebte seit seiner ISK-Zeit gesundheitsbewusst, auch wenn er die strikte Abstinenz zugunsten eines gelegentlichen Glases Wein durchbrach. Aber während der Vorlesungszeit blieb ihm kaum



Günter Kieslich (Foto: privat)

Zeit zum Lesen, was angesichts seines späten Eintritts in das Fach auch von ihm gewünscht wurde.

In der Folge der Semester war Eberhard als einziger Prüfer des Fachs immer häufiger für Magisterarbeiten und Dissertationen gefragt. Weil diese Beratungstätigkeiten zunahmen, hat er den Kandidateninnen und Kandidaten anheimgestellt, sich von ihnen selbst gewählten Mitarbeitern beraten zu lassen. Diese schrieben für die eingereichten Arbeiten auch Vorgutachten für den Lehrstuhlvertreter. Das Verfahren belastete am meisten Elisabeth Löckenhoff, zugewandt, kenntnisreich (sie war nach der Promotion bei Dovifat seit 1954 in verschiedenen Positionen im Institut beschäftigt) und unbestechlich.



Elisabeth Löckenhoff  
(Quelle: Hans-Jürgen Bolle, Institut für Zeitungsforschung Dortmund)

Rückschläge, wie sie sich bei der Besetzung des Ordinariats zwangsläufig einstellten, führten zu Enttäuschungen, die angesichts des Zeitdrucks kaum zu kompensieren waren. Die Mitarbeiter sicherten Eberhards Mittagsschlaf, der auf den unbequem übers Eck aufgestellten und von Dovifat übernommenen Polstermöbeln stattfand und nach präzisen 30 Minuten wieder beendet wurde. Sie suchten ihm so viel abzunehmen, wie möglich war, und hofften aufs jeweilige Frühjahr, wenn Fritz Eberhard wie üblich zur Kur zum Buchinger (Heilfasten) nach Überlingen ging und nach einem Monat quasi „runderneuert“ zurückkam.

In den ersten Jahren von Eberhards Direktorat hielt der Emeritus Dovifat (gestorben 1969) noch Vorlesungen ab und betreute Examenskandidaten, was eine Entlastung bedeutete. Außerdem bestand für das Institut die Möglichkeit, die Lehre durch Gastdozenten (Elisabeth Noelle-Neumann, Kurt Koszyk, Harry Pross, nacheinander, meist für zwei Semester) auszuweiten und durch Lehrbeauftragte (u. a. C. Wolfgang Müller) zu ergänzen, um das inhaltliche Angebot zu verbessern und die Veranstaltungen in der Größe einigermaßen arbeitsfähig zu halten. Die Finanzierung war schwierig (insbesondere für An- und Abreisekosten der Lehrenden), ließ sich aber in den ersten Jahren aus Mitteln des nicht besetzten Ordinariats stemmen. Gastvorträge



Winfried B. Lerg (links) und Fritz Eberhard 1977. Im Hintergrund: Alexander von Hoffmann (Foto: Hans Jürgen Bolle)

kamen hinzu (u.a. Hilda Himmelweit, **Hertha Sturm**), um den Studenten die Breite des fachlichen Angebots nahezubringen und das Institut wieder in die Fachdiskussion einzubinden. Dazu dienten auch Gastvorträge im Rahmen des Berufungsverfahrens für die ordentliche Besetzung der Professur (u.a. **Gerhard Maletzke**, **Winfried B. Lerg**, **Franz Ronneberger**, Martin Irle), das Eberhard als Fachvertreter voranzutreiben gehalten war. Diese wurden aus anderen Töpfen bezahlt. Der Zeitdruck, der in der Endphase von Dovifats Institutsleitung in der Berufungskommission entstand und zur Berufung eines Honorarprofessors als Zwischenlösung geführt hatte, sollte diesmal vermieden werden. Sicher ist, dass die Zeit seinerzeit drängte, weil eine letztmalige Verlängerung des seit 1955 emeritierten Emil Dovifat Ende des Jahres 1960 auslief. Denkbarerweise hat der seinerzeitige Dekan der Philosophischen Fakultät, der Politikwissenschaftler Ernst Fraenkel, der auch berlinpolitisch durchaus einflussreich und mit Eberhard bekannt war, eine Vermittlerrolle gespielt. Sicher ist, dass der Soziologe Hans Joachim Lieber das Manuskript Eberhards zu „Der Rundfunkhörer und sein Programm“ geprüft hat.

Verbindungen persönlicher Art zu den Mitarbeitern des Instituts gab es keine. Ungewiss ist, ob Fritz Eberhard über konkrete Informationen zum Fach an der FU Berlin verfügte, die ihm eine Abschätzung des erforderlichen persönlichen Zeitaufwandes ermöglicht hätten. Das ging weit über die zweistündige Lehrverpflichtung hinaus, die von einem Honorarprofessor verlangt wurde. Sicher ist, dass er im ersten (halben) Semester von Januar bis März 1961 die Fronten kennenlernte, an denen er gefordert war. Ebenso sicher ist, dass er diese Herausforderungen annahm und vor allem während der Vorlesungszeiten in Vollzeit für das Institut arbeitete. Zunächst ging es darum, das Fach so zu positionieren, dass es von einer möglichst breiten Mehrheit in der Fakultät unterstützt wurde. Eberhard nahm die Fakultätssitzungen wahr, in denen er Sitz und Stimme hatte. Es gelang ihm rasch persönliche und fachliche Koalitionen zu schließen, was für ein sogenanntes „kleines Fach“, das üblicherweise nur einen



Hochschullehrer besaß, überlebenswichtig war, vor allem wenn durch drastisch ansteigende Studentenzahlen die Lehrveranstaltungen deutlich überfüllt waren und das akademische Personal und die zur Verfügung stehenden Räume sowie die Sachmittel nicht mitwuchsen. Anfangs gab es 150 Hauptfachstudenten und (geschätzt, weil damals noch nicht gezählt) 1500 Nebenfachstudenten der Publizistik.

Fritz Eberhard hat sich durch Referate jeweils am Dies Academicus beteiligt, um das Fach auch nach außen zur Geltung zu bringen, er ließ sich zum Mitglied des Vorstands in der Deutschen Gesellschaft für Publizistik wählen und er wurde Vertrauensdozent der Stiftung Mitbestimmung der Gewerkschaften, die seinerzeit auch Promotionsstipendien der Stiftung VW mitvergab, und konnte dadurch etlichen Studenten der FU, nicht nur des eigenen Fachs, zu einem finanziell weniger sorgenvollen Abschluss verhelfen.

In der Fakultät verfolgt Fritz Eberhard den Plan, seine Gastdozentin Elisabeth Noelle-Neumann, die bei Emil Dovifat zu Kriegszeiten promoviert worden war, zur Honorarprofessorin an der FU zu machen, um sie mit ihren langjährigen Lehrveranstaltungen zur Einführung in die Techniken der Umfrageforschung ans Institut zu binden. Da versagte ihm die Fakultät aber die Gefolgschaft. Kritiker der Umfrageforschung wie Ernst Fraenkel, Kurt Sontheimer und Ludwig von Friedeburg stimmten 1963 dagegen.

Mit seinem Vorschlag, Kurt Koszyk für Publizistik zu habilitieren, hatte Fritz Eberhard hingegen Erfolg. 1969 wurde damit nach 1949 die erste Habilitation im Fach Publizistik an der FU Berlin erfolgreich abgeschlossen. Unmittelbar anschließend aber griff die Düsseldorfer Hochschulpolitik zu und berief Kurt Koszyk an die Universität Bochum. Deshalb hat Koszyk an der FU zwar vor seinem Habilitationsverfahren als Gastdozent gelehrt, aber nicht mehr als Privatdozent nach der Habilitation, und auch für eine mögliche Berufung kam er so nicht mehr unmittelbar infrage.

Eberhard konnte als Mitveranstalter in seinen Oberseminaren den Politikwissenschaftler Ernst Fraenkel und die Soziologin Renate Mayntz gewinnen. Der Psychologe Klaus Holzkamp bot fachnahe Lehrveranstaltungen am Institut an. Ferner gelang es mehrfach, den Politikwissenschaftler Hans-Joachim Winkler für die Veranstaltung von Seminaren ans Institut zu holen. Dadurch wurde das Fach auch neu profiliert, denn durch die Nebenfächer einer Studentenmehrheit hatten bislang Theaterwissenschaft und Germanistik vorgeherrscht.

Rasch mussten aber auch andere Entscheidungen getroffen werden, die die Publikationspolitik angingen. Die vielbenutzten Nachschlagewerke „Deutsche Presse“ und zuletzt zur Weltpresse, die thematisch an die Handbücher des Instituts für Zeitungswissenschaft der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin von 1929 bis 1944 anknüpften, wurden in der Herausgeberschaft von Emil Dovifat gerade abgeschlossen und



Noelle-Neumann mit Hans Mathias Kepplinger (Foto: privat)



Folgeauflagen waren gegebenenfalls zu planen. Eberhard entschloss sich, diese Handbucharbeit nicht weiter zu betreiben, da sie sich mithilfe der angebotenen Drittmittel nicht vernünftig finanzieren ließen. Das Handbuch *Die Deutsche Presse* erschien 1961 letztmalig, das *Auslandspresse-Handbuch* wanderte an das Münsteraner Institut für Publizistik ab. Eberhard eröffnete eine wissenschaftliche Schriftenreihe, die es bislang nicht gab und mit der er den der FU nahestehenden Colloquium Verlag betraute. Neben wissenschaftlichen Texten der Mitarbeiter des Instituts ging es ihm dabei um Lehrbücher wie eine Geschichte der deutschen Presse, für die er die Dortmunder Autoren Margot Lindemann und Kurt Koszyk gewinnen konnte. Eberhard griff auch die aus der Studentenschaft kommende Anregung auf, in einem aktuellen Dokumentationsdienst die unselbstständig erschiene internationale Fachliteratur vor allem des angloamerikanischen Bereichs für Recherchen greifbar zu machen (Redakteure: Jörg Aufermann und Gernot Wersig). Der Dienst erschien zunächst im Westdeutschen Verlag, später bei K.G. Saur. Damit verbunden war eine Umorientierung der Institutsbibliothek, die nun auch die angloamerikanische Literatur und Periodika bieten sollte. Für die Umstellung und Nachkäufe wurden Drittmittel eingeworben.

Getrieben durch die steigenden Studentenzahlen waren die Institutsräume im Henry-Ford-Bau der FU bald zu klein, zudem wurden sie zur Erweiterung der Universitätsbibliothek gebraucht. Eberhard gelang es zum Ende seiner Amtszeit, die Anmietung einer größeren Villa am Roseneck für das Institut zugewiesen zu bekommen und damit einige Zeit die Raumproblem zu lösen.

Fritz Eberhard und seine Mitarbeiter waren in mehreren Diskussionsrunden übereingekommen, die Lehre nicht nur durch Gastdozenten und Lehrbeauftragte zu erweitern, sondern auch Anforderungen für Seminarscheine festzuschreiben. Jeder Teilnehmer sollte eine Seminararbeit abliefern; jede Seminararbeit sollte mit dem Autor bzw. der Autorin besprochen und benotet werden. Das galt für Proseminare, die sogenannten „Mittelseminare“ und das Oberseminar gleichermaßen. Für Examenskandidaten war die Teilnahme an einem Examenskandidatenkolloquium verpflichtend. Dahinter stand die Überlegung, dass nur durch eine Stärkung der Lehre auf Dauer das Fach erhalten und mit Aussicht auf habilitierten Nachwuchs gefestigt werden könne. Fritz Eberhard hatte bei seiner Ernennung auch den Wunsch der Fakultät mit auf den Weg bekommen, die Anzahl der Dissertationen deutlich zu senken und deren Qualität zu steigern. Die Studiendauer sollte gesenkt und die Zahl der Studienabbrecher verringert werden. Mittel der Wahl sollte der Studienabschluss mittlerer Ebene zum Magister Artium sein, den die FU bereits 1957 eingeführt hatte.



Aber nicht nur aufseiten der Universität gab es Kritiker der Publizistik als journalistischer Vorbildung, wie sie vom Fach seit Dovifat immer propagiert worden war. Eberhard, der die verbreitete Ansicht, man solle eher ein Sachfach für den Journalismus studieren, auch literarisch vertreten hatte, änderte nach seiner Hinwendung zur FU die Meinung. Dass in der journalistischen Praxis und bei den Verlegern weiter anders gedacht wurde, habe ich selbst bei einem Interview mit dem Geschäftsführer des BDZV, Egon Freiherr von Mauchenheim (1961), erfahren können, der nichts von einer akademischen Ausbildung, zumal in der Publizistik, hielt und dabei Dovifat als überholt ablehnte. An solchen Urteilen musste sich Fritz Eberhard auch abarbeiten. Er hat bei Zeitungsverlagen, zu denen er Zugang hatte, und bei Rundfunkanstalten immer und recht erfolgreich um Volontariate für seine Studenten geworben, damit gleichermaßen die akademische und die journalistisch-praktische Ausbildung seiner Studenten gefördert werden konnte.



Fritz Eberhard (links, neben Dirk Sager) in den 1960er Jahren Leiter des Berliner Instituts für Publizistik (Foto: Privatarhiv Hans Bohrmann)

In den Augen der Fakultät sollte die wesentliche Aufgabe des Interims für Fritz Eberhard sein, die ordentliche Besetzung des Ordinariats zu erreichen, was angesichts des bundesweiten Nachwuchsmangels im Fach deutlich der schwierigste Wunsch war. Ähnliche Besetzungsprobleme hatten praktisch gleichzeitig die Universitäten in München und Münster (Westfalen), wo neben der FU Berlin die größten Fachinstitute bestanden. Eine Berufungskommission an der FU hatte nach Dovifats Emeritierung 1955 jahrelang ohne greifbares Ergebnis getagt, weil es keine habilitierten Bewerber gab und man sich auf Nicht-Habilitierte, beispielsweise Journalisten, nicht einigen konnte. Nun wurde eine neue Berufungskommission gebildet, der auch Fritz Eberhard angehörte. Die erste Möglichkeit bestand in der Habilitation von Günter Kieslich, den Dovifat von der Universität Münster 1958 auf eine neu eingerichtete Akademische Ratsstelle (Dauerstelle im Mittelbau) verpflichten konnte und der bereits aus Westfalen das Manuskript einer Habilitationsschrift mitgebracht hatte. Das erledigte sich allerdings rasch, denn die Habilitationskommission ließ den von Dovifat vorgeschlagenen Kandidaten nicht zum weiteren Verfahren zu, weil sie bereits die Schrift als unzureichend ablehnte. Da dieser Fehlschlag schon der zweite im Fach war (1958 war bereits die Habilitation von Dovifats Assistenten Fritz Medebach gescheitert), war sich die Fakultät offenbar nicht mehr sicher, ob sie die Stelle wirklich besetzen konnte, was konkret hieß, ob das Fach

haltbar war. Die kommenden Semester waren durch die Bemühung von Fritz Eberhard und der Kommission geprägt, auch in Nachbarfächern Bewerber zu finden, die sich eine wissenschaftliche Zukunft in Lehre und Forschung zu den Massenmedien vorstellen konnten.

Ergebnis dieser Bemühungen war ein Ruf auf das Ordinariat für Publizistik an den Psychologen an der Universität Mannheim, Martin Irle. Der Vorschlag kam vom FU-Psychologen Hans Hörmann, der Mitglied der Berufungskommission war. Er stellte auch die Kontakte her. Beide hatten Psychologie in Göttingen studiert und sich vorgenommen, bei Gelegenheit an einer Hochschule gemeinsam zu forschen und zu lehren. Dieser Ruf „*primo et unico*“ führte allerdings nach ersten Verhandlungen an der FU zur Ablehnung durch den Kandidaten, sei es, weil die Bedingungen an der FU nicht attraktiv waren, oder, weil die Universität Mannheim in den Bleibeverhandlungen erfolgreicher war. Der nächste Anlauf der Berufungskommission führte zu der Alternative Thomas Ellwein, der als Politikwissenschaftler renommiert war, und Harry Pross, der als Zeitschriftenjournalist und seinerzeit als Chefredakteur von Radio Bremen in der Bundesrepublik einen Ruf besaß. Harry Pross war auch einige Semester Gastdozent am Institut für Publizistik der FU. Da beide Kandidaten wohl geneigt waren, sich nach Berlin-West berufen zu lassen, aber nicht über eine akademische Habilitation verfügten, kam die Fakultät auf die Idee, sie zu einem Kolloquium zu einem selbstgewählten Thema einzuladen. Zu diesem Verfahren wurden in begrenztem Maße auch Studenten der Publizistik zugelassen, zu denen ich gehörte. In der nachfolgenden Abstimmung (an der die Studenten nicht teilnahmen) hat das Plenum der Fakultät für Harry Pross gestimmt, der 1968 zum Nachfolger des Lehrstuhlvertreters Fritz Eberhard berufen wurde.

Mit der planmäßigen Besetzung des Lehrstuhls für Publizistik endete Fritz Eberhards Mitgliedschaft in der Philosophischen Fakultät. Er hätte sich als Nichtordinarienvorsteher in der Fakultät wählen lassen können, verzichtete aber angesichts seines Lebensalters auf eine solche Kandidatur. Neben der akademischen Lehre, die ihm als Honorarprofessor mit allen Rechten freistand, weitete er seine Vortragstätigkeit aus. Es ging ihm vor allem um die Gewährleistung der Meinungsfreiheit nach dem Grundgesetz. Er trat auch als Gutachter für Fritz Teufel wegen der Beteiligung an dem sogenannten „Pudding-Attentat“ vor einem Berliner Gericht als Entlastungszeuge auf. Teufel hatte einige Semester Publizistik studiert und war Eberhard als Student bekannt. Eberhard engagierte sich weiter auf dem linken Flügel der Westberliner SPD und machte seinen Einfluss geltend, die Krisen um die studentischen Hausbesetzer u.a. in Kreuzberg friedlich zu schlichten. Im Herbst 1985 versuchte er einen Gesprächstermin mit mir zu verabreden, da er zu einer Diskussion in die Dortmunder Sozialakademie eingeladen worden war. Ein Treffen kam wegen Terminkollisionen nicht zustande. Nach dem Tod von Fritz Eberhard am 29. März



Harry Pross am Schreibtisch in Weissen, Winter 1978/79 (Foto: privat)

1986 habe ich das lange bereut.

In seinen letzten Lebensjahren hat sich Eberhard wieder an die Gedanken Leonard Nelsons und des IJB angenähert und in diesem Sinne seine Erinnerungen an seine Kollegin Minna Specht niedergeschrieben. Eberhard ahnte wohl in den Tagen vor seinem Tod, dass sein Leben zu Ende gehen würde, und hat sich von manchen Wegbegleitern telefonisch verabschiedet. U.a. mit Elisabeth Löckenhoff führte er ein längeres Gespräch, wie mir diese berichtet hat.

Fritz Eberhard ist auf dem Zehlendorfer Waldfriedhof begraben worden, nicht weit von seinem Wohnhaus entfernt, eingesegnet von seinem Freund Helmut Gollwitzer (Lehrstuhl für Evangelische Theologie an der FU Berlin), mit dem er gemeinsam manchen politischen Kampf bestanden hatte. Ein Streichquartett der Berliner Philharmoniker spielte Franz Schuberts „Der Tod und das Mädchen“ in allen Sätzen. Die Trauerbeteiligung war groß. Eine Ansprache hielt, als Vertreter des Berliner Senats, **Peter Glotz**, mit dem Fritz Eberhard zu Lebzeiten immer wieder zusammengekommen war. Sie hatten ähnliche wissenschaftlicher Konzepte und politische Ansichten.



Elisabeth Löckenhoff und Hans Bohrmann  
1970 (Quelle: Privatarchiv Hans  
Bohrmann)

### Archivquellen

- Der Text konnte sich für die Berliner Jahre auf Erfahrungen des Autors im Institut für Publizistik der FU Berlin stützen. Er hat dort seit Sommersemester 1959 Publizistik studiert und war seit 1961 zunächst als Hiwi, unterbrochen durch ein Promotionsstipendium (1965-1967), und danach als wissenschaftlicher Assistent und Assistenzprofessor bis zu seinem Weggang nach Münster (1972) tätig. Aus diesen Jahren habe ich zahlreiche schriftliche Zeugnisse aufgehoben.
- Den Nachlass Fritz Eberhard, der durch Vermittlung von Peter Glotz in die Friedrich-Ebert-Stiftung (Bonn) gekommen ist, habe ich genutzt. Er ist umfangreich, enthält allerdings nur wenige persönliche Zeugnisse, da das meiste aus den Jahren der Weimarer Republik durch die Emigration verloren gegangen ist. Eberhard hat in den Berliner Jahren seine dienstliche wie seine private Korrespondenz über das Sekretariat des Instituts abgewickelt. Diese Registratur ist, wie seinerzeit verlautete, aus Platzgründen vor dem Umzug des Instituts für Publizistik aus der Villa am Roseneck in die Räume am Rüdesheimer Platz in die Papiermühle geraten.
- Im Institut für Zeitgeschichte findet sich ein Teilnachlass betreffend die Arbeit im Parlamentarischen Rat, den ich herangezogen habe.
- Der Süddeutsche Rundfunk (Stuttgart) hat erst spät ein eigenes Archiv aufgebaut, zeitlich weit nach der Intendanz Eberhards. Prof. Dr. Edgar Lersch (Südfunk) hat mir Material zu

einzelnen überlieferten Vorgängen zugänglich gemacht, die noch aufgefunden werden konnten. Dafür danke ich herzlich. Um die Basis meiner Darstellung zu stützen, habe ich mit Dr. Helmut Jedele, Fernsehdirektor SDR, Dr. Peter Kehm, Hörfunkdirektor SDR, und Friedrich Müller, Verwaltungsdirektor SDR (inzwischen allesamt verstorben), über die Arbeit mit dem Intendanten Eberhard sprechen können. Auch mit Elisabeth Noelle-Neumann (inzwischen verstorben) habe ich über die Arbeit des Allensbacher Instituts für den SDR gesprochen. Alle Interviews fanden 1993 und 1994 in Stuttgart und Bonn (Noelle-Neumann) statt.

- Auch die FU Berlin hat erst spät ein Universitätsarchiv aufgebaut. Ich bin der Leitung dankbar, dass ich einige dort überlieferte Vorgänge zu Fritz Eberhard einsehen durfte.
- Mit einigen Studenten der Publizistik, die in Eberhards späten Vorlesungen gesessen haben, habe ich in Vorbereitung auf eine Vorkonferenz zur Berliner DGPK-Tagung 2013 in Berlin einigen Diskussionen zu Fritz Eberhard als akademischem Lehrer führen dürfen. Auch dafür bedanke ich mich bei Hannelore Kuchler und Jemal Nebez (gest.), Dieter Grahammer und Astrid Drabant-Schwalbach. Das damals entstandene Manuskript (73 Seiten) blieb ungedruckt.
- Mit Susanne Miller, die mit Fritz Eichler, dem Leiter des ISK in der Emigration, verheiratet war, konnte ich einige Male telefonieren. Ihre Erinnerung warf ein Licht auf die Auseinandersetzungen der politischen Emigranten in London, zu denen auch Fritz Eberhard gehörte, an den sie sich gut erinnerte. Sie hat mir aber auch gesagt, dass seinerzeit die Männer strikt unter sich diskutierten und keine Aufzeichnungen machten, sodass etwa die Gründe für Fritz Eberhards Austritt aus dem ISK unaufgeklärt bleiben dürften.

### Veröffentlichungen von Fritz Eberhard (Auswahl)

#### • Weimarer Zeit

- Hellmut von Rauschenplat: Über den Luxus. Ein Beitrag zur sozialökonomischen Theorie der produktiven Konsumtion. Rer. Pol. Diss. Tübingen 1920 (Erstgutachter: Robert Wilbrandt; ungedruckt). Vgl. Hellmut von Rauschenplat: Gegen den Luxus. In: Frankfurter Zeitung, Nr. 186, 10. März 1920, S. 10.
- Hellmut von Rauschenplat: Der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit. Ein sozialistisches Programm zur Beseitigung derselben Wirtschaftskrise. Hrsg. v. Internationalen Sozialistischen Kampfbund. Berlin: Internationale Verlagsanstalt 1931 (Abschnitt 1: Der Krisen-Kongress des ADGB, von Willi Eichler).
- Fritz Eberhard: Erinnerungen an Minna Specht, aus Anlass ihres 10. Geburtstages am 22. Dezember 1979. Frankfurt/Main: Philosophisch-Politische Akademie 1980, S. 8-1.

#### • Emigration in England

- Hans Schneider (ISK) (d.i. Hellmut von Rauschenplat): Socialist Strategy on the Economic Front. London: International Publisher's 1938.
- Hellmut von Rauschenplat/Hilda Monte: Help Germany to Revolt! A Letter to a Comrade in the Labour Party. London: Lollancz (März) 1962 (Research Series, Fabian Society, No. 62).
- Hellmut von Rauschenplat: How to Conquer Hitler. A Plan of Economic and Moral Warfare on the Nazi Home Front. London: Jarrolds 1940.
- Hellmut von Rauschenplat/Walter Auerbach/Otto Kahn-Freund/Kurt Mandelbaum: The Next Germany. A Basis of Decision on Peace in Europa. Harmondsworth: Penguin 1943

(Penguin Special, 133).

- Fritz Eberhard: Arbeit gegen das Dritte Reich. Berlin: Landeszentrale für Politische Bildung 1979 (Beiträge zum Widerstand, 10, zuerst 1975).
- **In der Politik der BRD**
  - Fritz Eberhard/Henry Bernhard: Überlegungen zum deutschen Friedensvertrag. Schwerer Weg zu Frieden. In: Werdendes Europa, Schriftenreihe der Stuttgarter Rundschau, H. 1, Stuttgart 1948, S. 3-23.
  - Fritz Eberhard: Beginn der deutschen Souveränität ... Mitglieder des Parlamentarischen Rates erinnern sich. In: Das Parlament, Nr. 20, 19. Mai 1978, S. 5.
  - Fritz Eberhard: Darf die Presse in privater Hand bleiben? In: Die Feder, 6. Jg., 1976, S. 8-10, 15.
  - Fritz Eberhard: Die Erfahrungen nicht verschütten lassen (30 Jahre Grundgesetz). In: Druck und Papier, 117. Jg., 1979, Nr. 21, S. 18-19.
  - Fritz Eberhard: Fernsehen und Politik unter Diktatur und Demokratie. In: Erich Feldmann (Hrsg.): Film- und Fernsehfragen. Emsdetten: Lechte 1961 (Beiträge zur Fernsehforschung, 6), S. 221-236.
  - Fritz Eberhard: Das Grundgesetz als Schutzschild des Kapitalismus? In: Vorgänge, 18. Jg., 1979, Nr. 38, S. 49-55.
  - Fritz Eberhard: Publizistische Gewaltenteilung. In: Neue Gesellschaft, 15. Jg., 1968, H. 5, S. 397-406.
  - Fritz Eberhard: Rundfunk und Demokratie. In: Blätter für deutsche und internationale Politik, 5. Jg., 1960, Nr. 1, S. 39-46.
  - Fritz Eberhard: Rundfunk als Organ der öffentlichen Meinung. In: Hessische Hochschulwochen für Staatswissenschaftlich Fortbildung 1959. Bad Homburg u.a.: Gehlen 1960, S. 59-74.
  - Fritz Eberhard: Wie kann man den Rundfunk abhängig machen? In: Fernseh-Informationen, 10. Jg., 1959, Nr. 32, S. 694-701 und Nr. 33, 1959, S. 718-724.
  - Fritz Eberhard: Zur Erinnerung ... der westdeutschen Demokratie dienen (Abschiedsrede als Intendant des SDR am 29. August 1958). In: Fernseh-Informationen, Nr. 6, 1999, S. 24.
- **Publizistikwissenschaft**
  - Fritz Eberhard: Aufgaben der Massenkommunikationsmittel – Aufgaben der Publizistikwissenschaft. In: Integritas (Festschrift Karl Holzamer). Tübingen: Wunderlich 1966, S. 441-446.
  - Fritz Eberhard: Fernsehen und Meinungsbildung. In: Filmkunst, Nr. 37, 1962, S. 155-174.
  - Fritz Eberhard/Winfried Schulz: Hörfunkdirektorin. In: Elisabeth Noelle-Neumann/Winfried Schulz (Hrsg.): Das Fischer Lexikon Publizistik. Frankfurt/Main: Fischer 1971, S. 36-44.
  - Fritz Eberhard: Zum inhaltlichen und formalen Aufbau von Tageszeitungen und Fernsehen. Eine Untersuchung des Angebotes von drei deutschen Tageszeitungen und zwei Fernsehprogrammen während einer Januarwoche 1964. Berlin 1964: Institut für Publizistik FU Berlin.
  - Fritz Eberhard: Optische und akustische Information. Ein Beitrag zur Vergleichung der Massenkommunikationsmittel. In: Das Recht auf Information. München: Ev. Presseverband 1967 (Schriftenreihe der Ev. Akademie für Rundfunk und Fernsehen, 12), S. 45-67.
  - Fritz Eberhard: Franz Adam Löffler und Max Weber. Zwei Pioniere der Publizistikwissenschaft (Festschrift Hanns Braun). In: Publizistik, 8. Jg., 1963, S. 436-441.

- Fritz Eberhard: Macht durch Massenmedien? In: Publizistik, 10. Jg., 1965 (Festschrift Joachim Kirchner), S. 477-494 (mit z.T. sinnentstellenden Auslassungen, vollständig in: Materialien zur Einführung in die Publizistik. Berlin 1966: Institut für Publizistik FU Berlin, S. 3-17).
- Fritz Eberhard: Die Rolle der Massenkommunikationsmittel beim Zustandekommen politischer Entscheidungen. In: Carl Böhret/Dieter Grosser (Hrsg.): Interdependenzen von Politik und Wirtschaft. Beiträge zur politischen Wirtschaftslehre (Festschrift Gert von Eynern). Berlin: Duncker & Humblot 1967, S. 507-529.
- Fritz Eberhard/Jörg Aufermann: Massenkommunikationsmittel. In: Entwicklungspolitik. Handbuch und Lexikon. Stuttgart u.a.: M. Grünewald Verlag 1966, Sp. 1369-1375.
- Fritz Eberhard/Hermann Meyn: Massenkommunikationsmittel. In: Evangelisches Staatslexikon. Stuttgart u.a.: Kreuz 1966, Sp. 1286-1291.
- Fritz Eberhard: Massenkommunikationsmittel und Verbrechen. In: Gesellschaftliche Wirklichkeit im 20. Jahrhundert und Strafrechtsreform (Universitätstage FU Berlin 1964). Berlin: De Gruyter 1965, S. 56-70.
- Fritz Eberhard: Praktische Publizistik. Charakteristische Erscheinungsformen moderner Publizistik. In: Publizistik. Wissenschaft und Praxis. Nachtprogramm SFB 2. Berlin 1960: SFB, S. 1-34.
- Fritz Eberhard: Publizistische Gewaltenteilung (Loccumer Journalistengespräch). In: Neue Gesellschaft, 15. Jg., 1968, S. 396-406.
- Fritz Eberhard: Der Rundfunkhörer und sein Programm. Ein Beitrag zur empirischen Sozialforschung. Berlin: Colloquium 1962 (Abhandlungen und Materialien zur Publizistik, 1).
- Fritz Eberhard: Thesen zur Publizistikwissenschaft. In: Publizistik, 6. Jg., 1961, H. 5/6, S. 3-10 (vgl. die Replik von Emil Dovifat, ebd., 7. Jg., 1962, H. 2, S. 78-81).
- Eberhard, Fritz: Würdigung nach 50 Jahren. Otto Groths Dissertation „Die politische Presse Baden Württembergs“. In: Publizistik, 10. Jg., 1965, H. 3, S. 196-205.
- 
- Eine Bibliografie der Schriften von Fritz Eberhard findet sich bei: Bernd Sösemann (Hrsg.): Fritz Eberhard: Rückblicke auf Biographie und Werk. Stuttgart: Steiner 2001, S. 487-489.

## Sekundärliteratur

- Stefan Appellius: Pazifismus in Westdeutschland. Die Deutsche Friedensgesellschaft 1945-68. Aachen: G. Mainz Verlag 1999 (Phil. Diss. Oldenburg 1998).
- Helmut G. Asper: „Die Vergessenen“. Eine Fernsehdokumentation aus dem Jahre 1956, „die etwas bewirkt hat“. In: Ursula Seener u.a. (Hrsg.): Kometen des Geldes. München: Edition Text und Kritik 2015, S. 246-263.
- Elisabeth Bausch: Aufbau und Entwicklung des Fernsehens des SDR 1953-1958. MA-Arb. München 1987: FB Sozialwissenschaften (unveröff.).
- Ulrich M. Bausch: Die Kulturpolitik der US-amerikanischen Information Control Division in Württemberg-Baden von 1945-1949. Stuttgart: Klett-Cotta 1992 (Veröff. d. Archivs der Stadt Stuttgart, 55).
- Gerhard Becker: Karriereverläufe der Rundfunkintendanten seit 1946. In: Studienkreis Rundfunk und Geschichte, 11. Jg., 1985, S. 268-287.
- Markus Behmer Markus (Hrsg.): Deutsche Publizistik im Exil 1933-1945. Personen – Positionen – Perspektiven (Festschrift Ursula E. Koch). Münster u.a.: Lit 2000.
- Gerhard Beier: Schulter an Schulter. Schritt für Schritt. Lebensläufe deutscher Gewerkschafter. Köln: Bund 1973.
- Dietrich Berwanger: Nun hetzen sie wieder (zur Kritik an der Berufung von F. Eberhard). In:



- Profil, (Westberliner Ausg.) 7. Jg., 1961, Nr. 7/8, S. 6.
- Ursula Bitzegeio: Über Partei- und Landesgrenzen hinaus. Hans Gottfurcht (1896-1982) und die gewerkschaftliche Organisation der Angestellten. Bonn: Dietz 2009 (Phil. Diss. Bonn 2008).
  - Erna Blencke: Hakenkreuz am Galgen. In: Manfred Kötterheinrich u.a. (Hrsg.): Rundfunkpolitische Kontroversen (zum 80. Geburtstag von Fritz Eberhard). Frankfurt/Main, Köln: Europäische Verlagsanstalt 1976, S. 467-471.
  - Hans Bohrmann, Hans: Fritz Eberhard 80 Jahre. In: Publizistik, 21., Jg., 1976, S. 469-473.
  - Hans Bohrmann: Fritz Eberhards Vorstellungen von der Nachkriegsordnung. In: Galerie, Luxemburg, 10. Jg., 1992, Nr. 2, S. 282-289.
  - Hans Bohrmann: Rundfunkintendant Fritz Eberhard. In: Studienkreis Rundfunk und Geschichte, 22. Jg., 1996, S. 244-246 (zum 100. Geburtstag).
  - Hans Bohrmann: Zu Fritz Eberhards Konzeption der Publizistikwissenschaft. In: Publizistik, 41. Jg., 1996, S. 466-473 (zum 100. Geburtstag).
  - Willy Buschak: Edo Fimmen. Der schöne Traum von Europa und die Globalisierung. Essen: Klartext 2002.
  - Carl Brinitzer: Hier spricht London. Von einem, der dabei war. Hamburg: Hoffmann & Campe 1969.
  - Charmain Brinson/Richard Dive (Hrsg.): „Stimme der Wahrheit“. German-language Broadcasting by the BBC. Amsterdam, New York: Rodopi 2003 (Research Center for German and Austrian Exile Studies, 5).
  - Sefton Delmer: Die Deutschen und ich. Hamburg: Nannen 1963.
  - Ansgar Diller: Fritz Eberhard – Politiker und Publizistik. In: AsKI Kulturberichte, Nr. 2, 2000, S. 20-23 (zur AsKI Jahresausstellung 2000 „Rückkehr in die Fremde?“ Remigranten und Rundfunk in Deutschland. 1945 bis 1955).
  - Konrad Dussel: Garanten politischer Unabhängigkeit in einer sich wandelnden Medienwelt. Die SDR-Intendanten Fritz Eberhard, Hans Bausch und Hermann Fünfgeld. In: Hermann Fünfgeld (Hrsg.): Von außen besehen. Markenzeichen des Süddeutschen Rundfunks. Stuttgart 1998: Süddeutscher Rundfunk (Südfunk-Hefte, 25), S. 11-32.
  - Konrad Dussel: Die Interessen der Allgemeinheit vertreten. Die Tätigkeit der Rundfunk- und Verwaltungsräte von Südwestfunk und Süddeutschem Rundfunk. 1949-1969. Baden-Baden: Nomos 1995 (Phil. Habil. Schr. Mannheim 1994/95).
  - Konrad Dussel: Vom ISK-Funktionär zum Rundfunkintendanten. In: Claus- Dieter Crohn/Axel Schildt (Hrsg.): Zwischen den Stühlen? Immigranten und Remigranten in der deutschen Medienöffentlichkeit der Nachkriegszeit. Hamburg: Christians 2002, S. 343-365.
  - Konrad Dussel: Organisation und Kontrolle in der Ära Eberhard. In: Rundfunk in Stuttgart. 1950-1959. Stuttgart 1995: Süddeutscher Rundfunk (Südfunk Hefte, 21), S. 13-90.
  - Fritz Eberhard. In: Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933. München u.a.: K.G. Saur, Bd. 1, 1980, S. 143.
  - Matthäus Eisenhofer: Mein Leben. Erinnerungen und Berichte. Gerlingen: Bleicher 1970.
  - Ernst Fraenkel: Der Doppelstaat. Recht und Justiz im Dritten Reich. Frankfurt/Main: Europäische Verlagsanstalt 1974 (Studien zur Gesellschaftstheorie, 1. Ausgabe in englischer Sprache 1942).
  - Jan Foitzik: Revolution und Demokratie. Zu den Sofort- und Übergangsplanungen des sozialdemokratischen Exils für Deutschland. 1943-1945. In: Internationale Wissenschaftliche Korrespondenz, 1988, Nr. 3, S. 308-342 (vgl. dazu Brief von Richard Löwenthal, ebd., S. 416-418).
  - Jan Foitzik: Zwischen den Fronten. Zur Politik, Organisation und Funktion linker politischer

- Kleinorganisationen im Widerstand 1933 bis 1939/40. Bonn: Neue Gesellschaft 1986 (Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung, Reihe Politik, 16).
- John Gimbel: Amerikanische Besatzungspolitik. 1945-1949. Frankfurt/Main: S. Fischer 1971.
  - Johann Gerhard (Bearb.): Deutsches Büro für Friedensfragen. Bestand Z 35. Koblenz: Bundesarchiv 1993 (Findbücher des Bundesarchivs, 42).
  - Anthony Glees: Das deutsche politische Exil in London. 1939-1945. In: Gerhard Hirschfeld (Hrsg.): Exil in Großbritannien. Zur Emigration aus dem nationalsozialistischen Deutschland. Stuttgart: Klett-Cotta 1983, S. 62-79.
  - Helga Grebing/Dietmar Süß (Hrsg.): Waldemar von Knoeringen. 1906-1971. Ein Erneuerer der deutschen Sozialdemokratie. Reden, Aufsätze und Kommentare. Bd. I: Aufsätze, Bd. II: Briefe und Dokumente. Berlin: Vorwärts 2006.
  - Wilhelm Haas: Beitrag zur Geschichte der Entstehung des Auswärtigen Dienstes der Bundesrepublik Deutschland. Bremen 1969: Privatdruck.
  - Inge Hansen-Schaberg: Minna Specht – Eine Sozialistin in der Landerziehungsheimbewegung. 1918-1951. Untersuchung zur pädagogischen Biographie einer Reformpädagogin. Frankfurt/Main u.a.: Peter Lang 1992 (Phil. Diss. Berlin FU 1991).
  - Ernesto Harder: Vordenker der „ethischen Revolution“. Willi Eichler und das Godesberger Programm der SPD. Bonn: Dietz 2013.
  - Hanno Hardt/Elke Hilscher/Winfried B. Lerg (Hrsg.): Presse im Exil. Kommunikationsgeschichte des deutschen Exils. 1933-1945. München u.a.: K.G. Saur 1979 (Dortmund Beiträge zur Zeitungsforschung, 30).
  - Ernst Herzfeld: Man verleumdet wieder. Ein Publizist und sein Presseverband. In: Colloquium, Nr. 7, 1961, S. 2, 14 (zur Berufung F. Eberhards an die FU Berlin).
  - Kay Hoffmann (Hrsg.): Zeichen der Zeit. Zur Geschichte der Stuttgarter Schule. 1956-1973. Stuttgart. Haus des Dokumentarfilms. Süddeutscher Rundfunk 1996 (= 5 DVDs).
  - Friedrich P. Kahlenberg: Fritz Eberhard 85 Jahre. In: Mitteilungen Studienkreis Rundfunk und Geschichte, 8. Jg., 1982, H. 1, S. 2-5.
  - Peter Kehm: Vorübergehend – lebenslang. Erinnerungen. Stuttgart: Kohlhammer 1990.
  - Karl-Heinz Klär: Zwei Nelson-Bünde. Internationaler Jugendbund (IJB) und Internationaler Sozialistischer Kampfbundes (ISK) im Licht neuer Quellen. In: Internationale Wissenschaftliche Korrespondenz, 18. Jg., 1982, S. 310-360.
  - Kurt Koszyk: Hellmut von Rauschenplats Mitarbeit am ISK. In: Publizistik, 11. Jg., 1966, H. 3-4 (Festschrift Fritz Eberhard zum 70. Geburtstag), S. 277-286.
  - Claus-Dieter Krohn/Axel Schildt (Hrsg.): Remigranten und Remigration in der deutschen Medienöffentlichkeit der Nachkriegszeit. Hamburg: Christians 2002 (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, Darstellungen, 39).
  - Arnulf Kutsch. Fritz Eberhard. 1896-1982. In: Studienkreis Rundfunk und Geschichte, 8. Jg., 1982, Nr. 3, S 101- 102.
  - Sabine Lemke-Müller: Ethischer Sozialismus und soziale Demokratie. Der politische Weg Willi Eichlers vom ISK zur SPD. Bonn: Neue Gesellschaft 1988 (Phil. Diss. Marburg 1968).
  - Sabine Lemke-Müller: Ethik des Widerstands. Der Kampf des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes (ISK) gegen den Nationalsozialismus. Bonn: Dietz 1996.
  - Edgar Lersch: Rundfunk in Stuttgart. 1934-1949. Stuttgart 1990: Süddeutscher Rundfunk (Südfunk-Hefte, 17).
  - Edgar Lersch/Reinhold Viehoff: Martin Walsers frühe Erfahrungen beim Süddeutschen Rundfunk zwischen 1949 und 1957. In: Jörg Hucklenbroich/Reinhold Viehoff (Hrsg.): Schriftsteller und Rundfunk. Jahrbuch Medien und Geschichte. Konstanz: UVK 2002, S.

213-257.

- Werner Link: Führungseliten im Internationalen Sozialistischen Kampfbund (ISK). In: Herkunft und Mandat. Beiträge zur Führungsproblematik in der Arbeiterbewegung. Frankfurt/Main, Köln: Europäische Verlagsanstalt 1976 (Schriftenreihe der Otto-Brenner-Stiftung, 5), S. 110-119.
- Werner Link: Die Geschichte des Internationalen Jugendbundes (IFB) und des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes (ISK). Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik und im Dritten Reich. Meisenheim: Hain 1964 (Marburger Abhandlungen zur Politischen Wissenschaft, 1; Phil. Diss. Marburg 1961).
- Elisabeth Löckenhoff: Praxisorientierte Wissenschaft. Berliner Institut unter F. Eberhard. 1961-68. In: Manfred Kötterheinrich u.a. (Hrsg.): Rundfunkpolitische Kontroversen (zum 80. Geburtstag von Fritz Eberhard). Frankfurt/Main, Köln: Europäische Verlagsanstalt 1976, S. 475-478.
- Susanne Miller: Deutsche Arbeiterführer in der Emigration. In: Herkunft und Mandat. Beiträge zur Führungsproblematik in der Arbeiterbewegung. Frankfurt/Main, Köln: Europäische Verlagsanstalt 1976 (Schriftenreihe der Otto-Brenner-Stiftung, 5), S. 165-170.
- Susanne Miller: „So würde ich noch einmal leben“. Erinnerungen. Bonn: Dietz 2005.
- Susanne Miller: Sozialdemokratie als Lebenssinn. Aufsätze zur Geschichte und Gegenwart der SPD. Hrsg. v. Bernd Faulenbach. Bonn: Dietz 1995.
- Jürgen K. Müller: Mit offenem Visier. Die Fernsehanfänge des Süddeutschen Rundfunks. In: Funk-Korrespondenz, Nr. 43, 28. Oktober 1994, S. 1-4.
- Dieter Nelles: Ungleiche Partner. Die Zusammenarbeit der Internationalen Transportarbeiter-Föderation (ITF) mit den westalliierten Nachrichtendiensten. 1938-1945. In: Internationale Wissenschaftliche Korrespondenz, Nr. 4, 1994, S. 534-560.
- Dieter Nelles: Widerstand und Solidarität. Die Internationale Transportarbeiter-Föderation (ITF) im Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Essen: Klartext 2001 (Phil. Diss. Kiel 2000).
- Leonard Nelson: Ausgewählte Schriften. Studienausgabe, hrsg. v. Heinz- Joachim Heydorn. Frankfurt/Main, Köln: Europäische Verlagsanstalt 1974.
- Lutz Niethammer: Aktivität und Grenzen der Antifa-Ausschüsse 1945. Das Beispiel Stuttgart. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 23. Jg., 1975, S. 297-331.
- Herbert Obenaus/Hans-Dieter Schmid (Projektleitung): Die Sozialdemokratie in der Emigration. Die „Union deutscher sozialistischer Organisationen in Großbritannien“ 1941-1946 und ihre Mitglieder. Protokolle, Erklärungen, Materialien. Bonn: Dietz 1998 (Archiv für Sozialgeschichte, Beihefte, 19).
- Franz Osterroth: Der Hofgeismarer Kreis der Jungsozialisten. In: Archiv für Sozialgeschichte, 4. Jg., 1964, S. 525-569.
- Manfred Overesch: Gesamtdeutsche Illusion und westdeutsche Realität. Von den Vorbereitungen für einen deutschen Friedensvertrag zur Gründung des Auswärtigen Amtes der Bundesrepublik Deutschland. 1946-1949/51. Düsseldorf: Droste 1978.
- Heribert Piontkowitz: Anfänge westdeutschen Außenpolitik. 1946-1949. Das Deutsche Büro für Friedensfragen. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1978 (Studien zur Zeitgeschichte, 12; Phil. Diss. Göttingen 1978).
- Franz Portersberg: Die Rauschenplat-Platten. Um die Nachfolge von Prof. Dr. Emil Dovifat. In: Rheinischer Markur, 16. Jg., 1961, 2. Juno, S. 2.
- Conrad Pütter: Deutsche Emigranten und britische Propaganda. Zur Tätigkeit deutscher Emigranten bei britischen Geheimsendern. In: Gerhard Hirschfeld (Hrsg.): Exil in Großbritannien. Stuttgart: Klett-Cotta 1983, S. 106-137.

- Conrad Pütter: Rundfunk gegen das „Dritte Reich“. Deutschsprachige Rundfunkaktivitäten im Exil. 1933-1945. Unter Mitwirkung von Erich Loewy und Elke Hilscher. München u.a.: K.G. Saur 1986.
- Winfried Rauscheder: Der „Sender der Europäischen Revolution“. Sozialistische deutsche Rundfunkpropaganda im Spannungsfeld des Exils in Großbritannien. MA-Arb. München 1985 (unveröff.).
- Hans J. Reichhardt: Neu beginnen. Ein Beitrag zur Geschichte des Widerstandes der Arbeiterbewegung gegen den Nationalsozialismus. In: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands, Bd. 12, 1963, S. 150-188.
- Werner Röder: Die deutschen sozialistischen Exilgruppen in Großbritannien. Ein Beitrag zur Geschichte des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus. Hannover: Literatur und Zeitgeschehen 1968.
- Rückkehr in die Fremde? Remigranten und Rundfunk in Deutschland. 1945-1955. Eine Dokumentation zu einem Thema der deutschen Nachkriegsgeschichte. Zusammengetragen von Hans-Ulrich Wagner u.a. Ausstellung des Arbeitskreises selbständiger Kulturinstitute (AsKI). Berlin: Vistas 2000.
- Martin Rüther u.a. (Hrsg.): Deutschland im ersten Nachkriegsjahr. Berichte von Mitgliedern des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes aus dem besetzten Deutschland 1945/46. München: K.G. Saur 1998.
- Hans-Rainer Sandvoß: Die „andere“ Reichshauptstadt. Widerstand aus der Arbeiterbewegung in Berlin. 1933-1945. Berlin: Lukas 2007.
- Johannes Schnitter: Fritz Eberhard. In: Jessica Hoffmann u.a. (Hrsg.): Geschichte der FU Berlin. Ereignisse – Orte – Personen. Berlin: Frank und Timme 2008, S. 187-194.
- Ansgar Skriver: Professor Fritz Eberhard. Ein deutscher Fall. Schluss mit Verleumdungskampagnen, die dem Angegriffenen keine Möglichkeit der Erwidern lassen. In: Die Zeit, Nr. 33, 11. August 1961, S. 9-10.
- Bernd Sösemann: Fritz Eberhard. Rückblicke auf Biographie und Werk. Stuttgart: Steiner 2001 (Beiträge zur Kommunikationsgeschichte, 9).
- Bernd Sösemann: Informationen aus dem Untergrund. Fritz Eberhards publizistische Beiträge in der „Sozialistischen Warte“ und „Die Sonntags-Zeitung“ während der nationalsozialistischen Diktatur. In: Markus Behmer (Hrsg.): Deutsche Publizistik im Exil. 1933-1945. Personen – Positionen – Perspektiven (Festschrift Ursula E. Koch). Münster u.a.: Lit 2000, S. 245-260.
- Bernd Sösemann, Bernd: „Nicht mehr Kraft als eine Tanzmaus“. Schreiben zwischen den Zeilen als hoffnungsloser Widerstandsversuch. Hellmut von Rauschenplat und „Der Funke“. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 78, 1. April 2000, S. 2.
- Bernd Sösemann: **Rauschenplat, Adolf Arthur Egon Hellmuth Freiherr von**. In: Neue Deutsche Biographie, 21, 2003.
- Rolf Steininger: Zur Geschichte der Münchener Ministerpräsidenten-Konferenz 1947. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 23. Jg., 1975, S. 375-453.
- Irene Stüiber: Die Initiatoren und Initiatorinnen von „German Educational Reconstruction“. Eine gruppenbiographische Skizze. In: Exil, 18. Jg., 1998, Nr. 1, S. 48-60.
- Irene Stüiber: Neuanfang in Deutschland. Fritz Eberhard in Stuttgart. 1945-1946. In: Claus-Dieter Krohn/Patrick von zur Mühlen (Hrsg.): Rückkehr und Aufbau nach 1945. Deutsche Remigranten im öffentlichen Leben Nachkriegsdeutschlands. Marburg: Metropolis 1997 (Colloquium der Weichmann Stiftung, Hamburg), S. 289-303.
- Jan Tonnemacher: Fritz Eberhard 85 Jahre alt. In: Publizistik, 26. Jg., 1981, S. 604-605.
- Hannah Vogt: Die „Nelsonianer“. Der Internationale Sozialistische Kampfbund (ISK). In:

Klaus Wettig (Hrsg.): 1873-2003. 130 Jahre Sozialdemokratie in Göttingen. Göttingen: Die Werkstatt 2003, S. 51-57.

- Udo Vorholt: Die politische Theorie Leonard Nelsons. Eine Fallstudie zum Verhältnis von philosophisch-politischer Theorie und konkret-politischer Praxis. Baden-Baden: Nomos 1998 (Phil. Habil. Schr. Dortmund 1998).
- Hans-Ulrich Wagner: Über alle Hindernisse hinweg. London – Remigranten in der westdeutschen Rundfunkgeschichte. In: Charmain Brinson/Richard Dove (Hrsg.): „Stimme der Wahrheit“. German-language Broadcasting by the BBC. Amsterdam, New York: Rodopi 2003, S. 139-157.
- Anthony Waine: Literatur und Radio nach dem Krieg. Ein Portrait des Süddeutschen Rundfunks. In memoriam Fritz Eberhard. In: Mitteilungen Studienkreis Rundfunk und Geschichte, 13. Jg., 1987, Nr. 2, S. 122-146.
- Franz Walter: Jungsozialisten in der Weimarer Republik. Zwischen sozialistischer Lebensreform und revolutionärer Kaderpolitik. Kassel: Sovec 1993.
- Bernhard Wittek: Der britische Ätherkrieg gegen das Dritte Reich. Die deutschsprachigen Kriegssendungen der BBC. Münster: Fahle 1962 (Phil. Diss. Münster 1960).
- Günter Zehner (Bearb.): Der Fernsehstreit vor dem Bundesverfassungsgericht. Eine Dokumentation der Prozessmaterialien. Karlsruhe: Müller 1964.

### Empfohlene Zitierweise

Hans Bohrmann: Fritz Eberhard. In: Michael Meyen/Thomas Wiedemann (Hrsg.): Biografisches Lexikon der Kommunikationswissenschaft. Köln: Herbert von Halem 2022. <http://blexkom.halemverlag.de/bohrmann-eberhard/> (Datum des Zugriffs).

### Lexikoneintrag von Gerhard Vowe am 26. August 2022

Gerhard Vowe hat sich im Sommer 2022 mit einer Vorlesung aus Düsseldorf verabschiedet, in der es auch um den Sinn von Wissenschaft, akademische Rollen und eine ganz persönliche Bilanz geht. BLexKom dokumentiert diese Abschiedsvorlesung.

Gerhard Vowe hat sich im Sommer 2022 mit einer Vorlesung aus Düsseldorf verabschiedet, in der es auch um den Sinn von Wissenschaft, akademische Rollen und eine ganz persönliche Bilanz geht. BLexKom dokumentiert diese Abschiedsvorlesung.

Dieser Text ist die Schriftfassung der Abschiedsvorlesung von **Gerhard Vowe**, gehalten am 9. Juni 2022 an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Vowe hat für BlexKom bereits in einem **biografischen Interview** auf sein Wissenschaftsleben zurückgeblickt.

## Gerhard Vowe: Rückblicke auf Anfänge

Magnifizienz, Spektabilitäten, Prorectores, Chancellor, vormalige Rektoren und Dekane, liebe

Kolleginnen und Kollegen, liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen, Freunde, Brüder und Schwägerinnen, Töchter, Söhne, Schwiegersöhne und Enkel, liebe Beata!

Ein Zehntel der Redezeit für die Ehrerbietung verbraucht, schon erschöpft und nur Unfrieden gesät. Denn fast alle Anwesenden wurden als Gruppe und nicht persönlich begrüßt, wie sie es wahrlich verdient hätten. Sie sehen mich auf den Knien – nein, der Eindruck täuscht, ich stehe noch! Also Sie sehen mich sozusagen auf den Knien als Ausdruck von Dankbarkeit dafür, dass Sie hierhergeeilt sind. Ihre Erwartungen sind hoch, zu Recht: Ich konnte ja fast drei Jahre an dieser Abschiedsvorlesung feilen.

I

Sie steht unter dem Motto: „Rückblicke auf Anfänge“. Es geht um Anfänge wie: „Im Anfang war das Wort“ (1) – der Inbegriff eines Textanfangs. Oder etwas ausladender bei einem späteren Johann: „Habe nun, ach! Philosophie, Juristerei, Medizin und leider auch Theologie! durchaus studiert, mit heißem Bemühen.“ (2) Oder lakonischer: „Jemand musste Josef K. verleumdet haben (...), denn ohne, dass er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet.“ (3) Wie kann man sich jemandem entziehen, der sein Werk beginnt mit: „Lange Zeit bin ich früh schlafen gegangen“ (4) – ein Satz, der sogar als Dialogzeile Eingang fand in das Filmepos *Once Upon a Time in America* (5). Und dieser Titel ist ja selbst ein von uns allen oft gehörter und gesprochener Beginn: „Es war einmal ein Hirtenbübchen.“ oder „In den alten Zeiten, als das Wünschen noch geholfen hat, lebte ein König.“ (6) Solche vertrauten Anfänge werden immer wieder zitiert und karikiert, so auch: „Nennt mich Ismael.“ (7) Punkt, kein Rufzeichen – ja, auch die Interpunktion gehört zum ersten Satz, sogar zu dessen Definition. Denn der erste Satz endet beim ersten Punkt. Und wem partout kein zündender erster Satz einfallen will, der oder die greift zu bewährten Standarderöffnungen wie: „Irgendwo bellte ein Hund.“ Und schon ist Atmosphäre geschaffen, und der Stift fliegt über das Papier.

Jeder Anfang ist ein Vorzeichen. Er signalisiert uns, was wir vom ganzen Text zu erwarten haben: Ist er knapp oder ausladend, präventiös oder bescheiden, hintergründig oder plakativ, funktional oder ornamental, opak oder transparent, entspannt oder aufgeladen. (8) Es geht also um die ersten Takte, im Jazz der „Head“, das Thema, um das sich das Stück dreht, das Leitmotiv, die Tür, die sich öffnet zum Text oder eben auch nicht. „Der Anfang ist die Hälfte des Ganzen“, wusste Aristoteles – vermutlich aus eigener leidiger Erfahrung. Für den ersten Eindruck gibt es keine zweite Chance. Wer den Einstieg vermässelt, hat es schwer, Zuneigung zu finden. Und umgekehrt: Wer furios einsetzt, muss das Niveau halten, sonst blickt er in enttäuschte Gesichter.

Packende erste Sätze sind kein Privileg von Poeten. Auch Forscher können mit einem Faust-schlag beginnen: „Humans conform.“ (9) Ein Satz, ein Subjekt, ein Prädikat – nicht mehr und alles gesagt. Oder fast ebenso apodiktisch: „Politik ist nicht denkbar ohne Kommunikation.“ (10) Das Spektrum der Ouvertüren ist weit: Manche Wissenschaftler beginnen, indem sie die Leser mit einem jovialen Wir umschlingen,



Gerhard Vowe bei seiner Abschiedsvorlesung (Foto: ...)



sicherheitshalber doppelt und dreifach: privat)  
 „Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch Massenmedien.“ (11) Andere sprechen zu Beginn den Leser direkt an: „Versuchen Sie einmal, irgendeinem Tier im Zoo etwas Einfaches mitzuteilen.“ (12) Wieder andere formulieren ihr Leitmotiv als Frage: „Was ist der Krieg?“ (13) Das sind magische Eröffnungen: Sie bannen auch skeptische Leser, selbst böswillige Reviewer – und damit meine ich selbstverständlich immer auch Leserinnen und Reviewerinnen. Bitte gestatten Sie mir dieses eine Mal noch das generische Maskulinum. Danke!

An Eingangssätzen wie den eben gehörten müssen wir uns alle messen lassen. Und wir haben großen Spielraum bei der Gestaltung unserer ersten Sätze. Für journalistische Texte gibt es Regeln. So ist etwa für einen Bericht geboten, in den ersten Sätzen die fünf W-Fragen zu beantworten. Oder für eine Reportage ist verboten, mit einer Frage zu beginnen, die mit Ja oder Nein beantwortet werden kann. Solche Schranken gibt es nicht für Fachpublikationen. Wir könnten wählen und feilen und greifen dennoch zumeist zu Standarderöffnungen, denen jeglicher Esprit ausgetrieben ist. Sicher: Ein Paper wirbt auch mit Titel, Abstract und Keywords. Aber der erste Satz bleibt der erste Satz und hat auch in wissenschaftlichen Werken äußerste Sorgfalt verdient – beim Schreiben und beim Lesen und beim Lehren und beim Erinnern.

## II

Und so wollen wir einmal in den noch verbleibenden exakt 40 Minuten auf einige der ersten Sätze eines hier Anwesenden eingehen, und zwar auf die Entrées des Gerhard Vowe. Wir werden mit gebührender Sorgfalt auf ein Gelehrtenleben in der Nussschale seiner ersten Sätze zurückblicken, wie zum Beispiel auf diesen hier:

„Durch die Verbindung des Fernsprechwählnetzes mit dem Heimfernsehgerät werden neue Telekommunikationsformen ... möglich.“ (14)

Ist das nicht eine Idee zu spröde? Mag man da weiterlesen? Man kann, man darf, man soll, mancher muss – aber will man? Wenn so der Ursprung, der Keim aussieht – wie dann erst die ganze Pflanze? Was soll daraus erblühen? Nun haben auch die, die mit dem Vowe'schen Werk nicht ganz so vertraut sind, sofort erkannt: Das muss ein früher Vowe sein. Vielsilbige Nomen wie „Fernsprechwählnetz“ lassen die 1980er erklingen. Man könnte vermuten, Vowe habe sich seinerzeit noch nicht getraut, wollte seinen Start auf der Publikationsbahn nicht gleich mit einem Schuss beginnen. Aber auch der späte Vowe pflegt diese britische Zurückhaltung im Erstkontakt mit dem Leser:

„Medienpolitik ist definiert als die Gesamtheit der kollektiv bindenden Entscheidungen, mit denen die Rahmenbedingungen für mediale öffentliche Kommunikation verändert werden

sollen.“ (15)

Wohnt diesem Anfang ein Zauber inne? Wenn, dann sehr gut versteckt. In vielen Ouvertüren auch zu späteren Werken hören wir eher leise Töne, keinen Paukenschlag, bei dem der Leser hochschreckt. Hand aufs Herz! Stockt dieses Herz jemandem von Ihnen, wenn Sie als erstes lesen:

„Der vorliegende Text soll einen Überblick über Struktur und Inhalt der vier Offenen Radiokanäle sowie der drei Offenen Fernsehkanäle in Thüringen geben.“ (16)

Nein, nein, nein, die Hand, die diese erste Seite umschlägt, die zittert nicht. So beginnt kein Pageturner, kein Paradigmenwechsel. Da spürt man wenig Inspiration und viel Transpiration. Aber, großes Aber: Wenn wir tiefer graben im Vowe'schen Oeuvre, dann blitzt es plötzlich hier und da und dort, und wir stoßen auf Diamanten, da funkeln erste Sätze, wie zum Beispiel dieser hier:

„Was auch immer in letzter Zeit politisch für Aufsehen gesorgt hat – Online-Medien spielen dabei eine tragende Rolle, mal mehr, mal weniger offensichtlich.“ (17)

Und was bitte funkelt da? Das ist doch ein normaler nüchterner Vowe-Einstieg! Ja, so scheint es! Noch einmal der entscheidende Passus: „Online-Medien spielen eine tragende Rolle.“ Eine „Rolle“ spielen! Das öffnet ja die Tür in eine andere Welt, in die Welt des Theaters! Und nun sehen wir den Text mit anderen Augen. Wir sehen die Medien auf einer Bühne agieren. DIE Suchmaschine, DER Algorithmus – da entspinnt sich vor unseren Augen und Ohren ein Geschlechterdrama, in dem die beiden Protagonisten ihre tiefsten Gefühle und niedersten Instinkte dem Leser, nein, dem Zuschauer offenlegen. Hier führen Shakespeare und Strindberg die Feder von Vowe! Aus einer Studie, die so beginnt, da wankt der Leser heraus. Und wenn die Mauer zwischen Wissenschaft und darstellender Kunst erst einmal niedergerissen ist, dann sind der Fantasie keine Grenzen mehr gesetzt. Was wäre da alles denkbar? Tragödien, in denen *Tik Tok* und *Twitter* einen Kampf auf Leben und Tod führen, Komödien, in denen das Bild dem Text einen Streich nach dem anderen spielt, um die Aufmerksamkeit ins Lotterbett zu ziehen. Da schmunzelt auch der Gutachter. Flammende Agit-Prop-Stücke, in denen Variablen sich ihre Unabhängigkeit erkämpfen und ihre Erklärungskraft demonstrieren. Und die Freunde der Operette und des Varietés kämen in speziellen Fachzeitschriften auf ihre Kosten. So schärft sich der Blick des Lesers, und er macht sich seine ganz eigenen Gedanken, wenn er als Auftakt liest:

„Politische Kommunikation spielt seit jeher eine zentrale Rolle in der politischen Philosophie.“ (18)

Der Leser lässt das Buch sinken und kommt ins Grübeln: die Rolle der Politischen Kommunikation, wie würde man sie besetzen in einem Mysterienspiel, etwa in Salzburg auf den Domtreppen? Mit Veronica Ferres? Oder doch seriöser mit Senta Berger? Ja, wenn Elisabeth Flickenschildt noch lebte – die hätte das Zeug zur Rolle der Politischen Kommunikation! Und wie würde sie wohl die Rolle der Politischen Kommunikation anlegen? Expressiv, anklagend? Oder distanziert, spöttisch? Oder mal ganz anders: verrückt, zynisch?

Und es keimt plötzlich ein Verdacht: Warum ist in Vowes ersten Sätzen so häufig von „Rollen“, von „Auftritten“, von „Inszenierung“ die Rede? Verbirgt sich da vielleicht eine Sehnsucht? Erlauben die ersten Sätze einen Blick ins Innerste von Vowe? Sieht man darin seinen

heimlichen Wunsch, viel lieber **Regisseur** geworden zu sein? Statt in einer düsteren Studierstube zu hocken, auf dem Set zu stehen, im gleißenden Scheinwerferlicht? Getrieben vom Wunsch, Anderen sagen zu dürfen, wie sie gehen und sprechen und schauen und küssen sollen? Brechen sich heimliche Wünsche Bahn im ersten Satz? Für diese kühne These spricht, dass in seinen ersten Sätzen das „Ich“ konsequent vermieden wird. Ein einziges Mal finden wir das, vor genau 20 Jahren:

„Ich bin weder Jurist noch Ökonom, vielmehr in erster Linie Niederrheiner und damit extra-disziplinär.“ (19)

Launig wird hier ein Ich offenbart, es kommt als Scherz daher – nur dieses eine Mal und sehr entlegen publiziert, von keiner Suchmaschine erreichbar. Da liegt doch nahe: Dieses sorgfältig versteckte Ich verschafft sich anderweitig Gehör.

Eine erste Spur führte zu Vowe als verhandeltem Regisseur. Gibt es vielleicht noch andere Spuren zum wahren Vowe, zum echten Gerhard? Ja! Ganz deutlich in diesem ersten Satz:

„Angefangen hat alles vor nunmehr zehn Jahren im Erfurter Café ‚Angermaier‘ mit einer Skizze auf einer Serviette.“ (20)

Für diesen Entrée-Typ gibt es viele Beispiele bei Vowe. Hier noch ein weiteres:

„Einmal im Jahr, immer am 15. April, tritt William Henry Gates III mit seiner Gattin Melinda an seinen Safe in seinem digitalisierten Haus in Seattle und nimmt sein Allerheiligstes her-aus, eine Mappe, etwas größer als A4 mit 18 gefalteten braunen Doppelblättern, beidseitig eng in Spiegelschrift beschrieben, mit vielen Federzeichnungen am Rande.“ (21)

Jetzt möchten Sie vermutlich das erste und das letzte Mal wissen, wie es nach diesem Bandwurm weitergeht, oder? Ich gebe Ihrem Wunsche nach: Es geht um den Codex Leicester, der nach seinen letzten Besitzern eigentlich Codex William and Melinda Gates heißen müsste, eine Handschrift von Leonardo da Vinci, deren Schicksal sich nach der Scheidung der Besitzer im Dunkel verliert. Und einige Zeichnungen darin zeigen Formen von „Regulierung“, worunter im 15. Jahrhundert die Bändigung von Flussgewässern verstanden wurde. Es geht in dem Aufsatz also um den Begriff der Regulierung. Von Leonardo und den Gates zurück zu Vowe: ein halsbrecherischer Abstieg. Steht bei Vowe hinter der Wahl eines solchen szenischen Einstiegs vielleicht der Wunsch nach einer ganz anderen Berufung, nach dem Leben eines rasenden **Reporters**, eines Reporters ohne Grenzen? Ruhelos auf der Jagd nach dem einzigartigen Augenblick, und den dann für alle Welt und Zeit festhalten! Dafür spricht auch dieser Beginn:

„In einem medienhistorisch beispielloser kurzen Zeitraum hat sich ein breites Spektrum von Online-Medien herausgebildet.“ (22)

Und ähnlich sehen wir auch im folgenden Entrée, wie Vowes Hand den Mantel der Geschichte zu fassen versucht:

„Kein anderer Tag hat die Welt der Gegenwart stärker geprägt als der 11. September 2001.“ (23)

Da holt der Leser tief Luft und ruft aus: „Und ich bin mittenmang! Danke, Vowe, danke!“ Das beflügelt Vowe, denn kein halbes Jahr später beginnt er einen Aufsatz mit:

„Es gibt keine Geste, die dermaßen symbolisch befrachtet ist wie der Händedruck – auch nicht der Kuss oder der Tritt.“ (24)

Wer kann da noch mit der Lektüre aufhören? Niemand! Das ist nicht mehr zu steigern, oder? Doch!

„Vor 350 Jahren erscheint in London ein Buch, in dem der Staat der Moderne entworfen und begründet wird: der Leviathan von Thomas Hobbes.“ (25)

Wieder ein szenischer Einstieg, wie das Präsens signalisiert. Man ist sofort mit beiden Beinen und allen Sinnen im London von 1650. Aber dieser Beginn zeigt noch eine andere Nuance. Hier stellt sich Vowe auf die Schultern eines Riesen, um ein wenig weiter zu sehen und auch um von viel weiter gesehen zu werden. Das macht er gerne, mit Vorliebe erklettert er angelsächsische Geistesriesen:

„Lazarsfeld beeinflusst mit *The people's choice* bis heute die wissenschaftliche Diskussion.“ (26)

Und für den gleichen Zweck müssen auch Aphorismen berühmter Menschen als erste Sätze erhalten, wie etwa von Paul Klee: „Kunst gibt nicht das Sichtbare wieder, sondern macht sichtbar.“ (27) Oder von Abraham Maslow: „Wenn Du nur einen Hammer hast, sieht jedes Problem wie ein Nagel aus.“ (28)

Das ist im Übrigen immer deutlich als Zitat ausgewiesen, wir sind ja in Düsseldorf in der Philosophischen Fakultät. Manchmal stapelt Vowe auch zwei Riesen übereinander: „Francis Bacon, der Zeitgenosse von Shakespeare, war im Räderwerk des englischen Hofes erst ganz oben und dann ganz unten.“ (29) Auf diesem Doppelriesen kann Vowe noch weiter sehen. Oder er lässt sich von zwei RiesInnen ziehen, wie hier: „Im Anschluss an Elinor Ostrom und an James Buchanan werden Forschungsverbünde als Klubs analysiert.“ (30)

Man ist versucht, in diesem Anfang ein Pendant zum Musenanruf zu Beginn antiker Gesänge zu sehen – eine Art Gebet: „Oh, Elinor, James, gebt mir Kraft für mein Werk!“ Ja, auch bei diesem Typ könnte der Vater des ersten Satzes ein Wunsch sein, und zwar, als **Meisterschüler** zu gelten – nicht der Meister selbst, aber der, auf dem das Auge des Meisters wohlgefällig ruht und auf den so auch ein wenig mehr Licht fällt.

Eine dunkle Alternative dazu scheint aus diesem ersten Satz zu sprechen: „Die Zahlenfolge 9/11 löst bei den allermeisten Menschen die gleiche Reaktion aus: Sie sehen bestimmte Bilder vor sich.“ (31) Hören wir da nicht jemanden raunen, der bereit ist, sich mit okkulten Kräften zu verbünden? Vowe, der Zauberlehrling? Dieser furchtbare Verdacht wird untermauert durch diesen ersten Satz:

„Beim Wort „Rose“ sehen fast alle Menschen eine rote, langstielige, frisch erblühte Blume vor sich – den Inbegriff der Rose, der alle anderen Varianten in der Vorstellung verdrängt.“ (32)

Hören wir da nicht seine Sehnsucht heraus, Menschen zu manipulieren und das zu können, weil er sie besser kennt als sie sich selbst? Ja, und das gibt auch diesem ersten Satz einen noch tieferen Sinn:

„Jede Weltsicht hat ihr Symbol – ein Emblem wie das Kreuz oder die Faust; eine Metapher wie der ‚Runde Tisch‘ oder der ‚Eiserne Vorhang‘; eine Allegorie wie die ‚Hure Babylon‘ oder

der ‚Leviathan‘.“ (33)

Noch stärker angesogen wird der Leser von der magischen Kraft dieses ersten Satzes: „Die Zeichen für ein Schwinden gesellschaftlicher Kohäsion sind vielfältig.“ (34) Ja, sie sind verwirrend vielfältig, und deshalb muss man sie deuten können, diese Zeichen. Dazu sind nur ganz wenige berufen und befugt. Und zu diesen Auserwählten möchte Vowe gehören, der Zauberlehrling und künftige **Magier**.

Eine andere, eine handfeste, schlagkräftige Seite eröffnet dieser Einstieg: „Wahlkämpfe sind Kampagnen im ursprünglichen Sinne: Parteien und Kandidaten ziehen gegeneinander ins Feld, um die öffentliche Meinung zu erobern.“ (35) Hier liebäugelt Vowe mit der Rolle des **Strategen**, des Feldherrn. Statt aufs Stehpult möchte er sich wohl auf den Kartentisch stützen, statt der Maus den Marschallstab umklammern. Noch unverhohlener hier: „Welche Bedingungen entscheiden über Erfolg oder Misserfolg in einem Feldzug – und zwar in einem Feldzug, in dem es nicht um die Eroberung von Territorien geht, sondern um die öffentliche Meinung; einem Feldzug, in dem nicht mit militärischen Mitteln operiert wird, sondern mit kommunikativen?“ (36) Allein Vowe kennt die Antwort – eine Antwort, die zu Sieg und Ruhm führt.

Erinnern Sie noch den Anfang dieses Anfangs? „Welche Bedingungen entscheiden über Erfolg und Misserfolg?“ Das verweist auf einen von Vowe reichlich genutzten Einstieg. Gefühlt jede zweite Publikation beginnt so. Der Leser schlägt nichtsahnend die Zeitschrift auf, er freut sich auf ein entspanntes Gespräch mit dem Autor und wird plötzlich angebrüllt:

„Wie ist soziale Ordnung möglich?“ (37) Oder ein Jahr später: „Wie sieht sich eine Gesellschaft?“ (38) Oder der Leser soll sich auf der Stelle entscheiden: „Dürfen Politiker weinen?“ (39) Oder er soll eine Frage beantworten, die er sich noch nie gestellt hat, etwa: „Warum lacht der Mensch anders als andere Primaten?“ (40) Oder: „Was ist der Kern von Politik?“ (41)

Der Leser zuckt zurück und stottert: Woher soll ick dit wissen? Heiß ick Max? Bin ick Weber? Aber Vowe kennt kein Pardon, sondern setzt nach: „Wissenschaftskommunikation 2.0? Was soll das denn sein?“ (42) Der erste Satz als konfrontativer Einstieg in ein Verhör. Der Leser wird eingeschüchtert und schenkt Vowe alle Aufmerksamkeit, die er zusammenkratzen kann. Vowe kennt aber auch den kooperativen Einstieg, er mimt gerne auch mal den *Good Cop*: „Wer wollte leugnen, dass Massenmedien an Bedeutung gewinnen?“ (43) Der katechisierte Leser beeilt sich zu versichern: er würde das nie und nimmer bestreiten, schon gar nicht leugnen, also wider besseres Wissen behaupten. Ob kooperative oder konfrontative Eröffnung: In beiden Spielarten erleben wir Vowe als den **Inquisitor**, der den Leser einem hoch-notpeinlichen Verhör unterzieht. Dabei nutzt er gerne auch mal Entrées wie diesen hier: „Politische Kommunikation ist ein weites Feld.“ (44)

Das ist ein Musterbeispiel dafür, was die Kriminalistik einen ‚Lasso‘-Einstieg ins Verhör nennt. Der Delinquent hört einen solchen ersten Satz, er muss nicken, er kann gar nichts anderes rufen als: Oh ja, das stimmt vollkommen!, und schon ist er gefesselt – bis zur allerletzten Zeile. Raffiniert!

Inquisitor, Stratege, Magier, Meisterschüler, Reporter, Regisseur: Das könnten die heimlichen Wünsche des Gerhard Vowe sein, das **Sechseck seiner alternativen Lebensentwürfe**. Sie

finden in den ersten Sätzen ihr Ventil, damit der Kessel der verpassten Gelegenheiten nicht platzt.

### III

So, liebe Alle. Soweit der heitere Rückblick auf ein Gelehrtenleben. Nun wird es wolzig und trübe, wenn ich ernsthaft bilanziere. Denn jede Biografie hat komische und tragische Züge, und das spielt immer ineinander. Ich bin ein Anhänger von Kennzahlen, ich will die Welt der Wissenschaft vermessen. Denn das schärft den Blick, auch bei einer Lebensbilanz. Die Erwartungen an ein Professorenleben sind hoch, vor allem die eigenen. Was zeigt uns die Rückschau? Auf den ersten Blick einen Output von beachtlichem Umfang. Wenn man alle Seiten meiner Publikationen hochkant aneinanderreihet, kann man die Bahnstrecke von Berlin nach Düsseldorf komplett abdecken. Und der zu erwartende Rest des Werks wird noch von Düsseldorf Hauptbahnhof bis Uni-Ost reichen. Aber das ist ja wohl nicht der eigentliche Sinn von Publikationen.

Der **Output** ist ein Maßstab, ein anderer ist der **Outcome**, die Wirkung der Publikationen. Und die ist doch sehr bescheiden. Die Resonanz auf meine Publikationen strebt gegen Null, eine einzige Asymptote. Und der **Impact**? Also die langfristigen Folgen der Publikationen, etwa für die Forschung oder für die Politik oder für die Menschheit? Darüber decken wir gewöhnlich den Mantel des Schweigens, aber ich möchte hier und heute nicht um eine Antwort herumschleichen. Veränderungen, die meinen Forschungsleistungen zuzurechnen sind, die auf sie zurückgeführt werden können, die muss man mit sehr fein kalibrierten Instrumenten aufspüren, da bedarf es eines Elektronenmikroskops. Tröstlich ist dabei: Auch die unerwünschten Folgen sind sehr begrenzt geblieben. Da ist nicht viel zu bereuen. Es gibt keinen Kausalnachweis und kein Kampagnenrezept, bei dem ich unter Krokodilstränen beteuere, ich habe nicht gewollt, dass das solche Kreise ziehe. Für ein solches Bedauern sind einfach zu wenige Ringe im Wasser. Die Kluft ist tief zwischen adipösem Output und magersüchtigem Outcome und Impact. Ich bin mir sehr sicher: Von all dem Geschriebenen wird ganz wenig bleiben – ein Steinchen im Mosaik der Wissenschaft. Mit dieser Kränkung muss jeder leben lernen, der sich der Wissenschaft verschreibt. Einschneidend war die Frage meines Enkels Jules: „Ähh – Hast du mal was erfunden, oder so?“ Kinder können so grausam sein. Das erinnert an den Ausruf des Kindes „Aber er hat ja nichts an!“ in Andersens Märchen „Des Kaisers neue Kleider“. Ja, ich spüre schon das aufmunternde Schulterklopfen und höre schon: „So seicht war es nun auch wieder nicht.“ Oder: „Alter, da geht noch was!“ Ja, es ist nicht ausgeschlossen, dass sich doch noch etwas als bleibend herausstellt, aber wahrscheinlich ist es nicht. Und ja, ja, auch der Flügelschlag eines Schmetterlings kann weitreichende Folgen haben, aber mit welcher Wahrscheinlichkeit? Und würde ich selbst einen nennenswerten Geldbetrag darauf setzen, dass mein Wert im h-Index noch kräftig zulegt? Nicht einen Cent! Das wäre Hazard! Da setze ich lieber auf Ghana als Fußballweltmeister.

Aber, meine Damen und Herrn: Ist es angemessen, die Bilanz eines Professorenlebens auf die **Forschung** und hier auf die Publikationen zu beschränken? Wir starren auf Aufsätze und Bücher und hoffen: Wer schreibt, der bleibt! Aber der schönste Beruf der Welt, Universitätsprofessor in Deutschland, zeichnet sich ja gerade dadurch aus, dass er unendlich viele Möglichkeiten bietet, Forschung und Lehre und Management zu verbinden und dies in einem unvergleichlich hohen Maße selbst zu gestalten. Der Professorenberuf fordert und bietet ein breites Portfolio an Tätigkeiten. Schimmert da Hoffnung? Rettet das vielleicht die



## Lebensbilanz?

Eine unserer Kernaufgaben, vielleicht nicht gerade unsere Kernkompetenz, ist das **Management**. Und das ist mehr als Verwaltung oder Administration. Professoren sind auch Organisatoren. Sie sollen erschaffen, erhalten, gestalten: Studiengänge, Institute, Kliniken, Fachgesellschaften, Kontrollinstanzen, Universitäten, Akademien und DFG-Forschungsverbünde – aus meiner Sicht der Gral wissenschaftlicher Organisationsleistungen. Ich konnte in den letzten fast 50 Jahren an einigen Orten wissenschaftliche Einrichtungen aufbauen und ausbauen. Ich musste glücklicherweise nie abbauen oder abreißen. Allerdings: Etliche Einrichtungen, die ich mit aufgebaut habe, gibt es heute nicht mehr, sie haben nicht überlebt. Andere haben sich von meiner Geburtshilfe erholt und laufen auf eigenen Beinen, und das ist gut so. Es gibt also durchaus Spuren meiner Organisationstätigkeit, aber selbst Kalle Blomquist, der Meisterdetektiv, wäre überfordert, die Spuren zum Ursprung zurückzuverfolgen. In organisatorischer Hinsicht wird man sich mehr an meine Marotten erinnern, etwa an ein ausgefeiltes System von To-Do-Listen oder an den Eifer, Konzepte zu entwerfen, die aber nur so lange glänzen, wie man sie nicht umsetzen muss. Nachhaltigkeit sieht anders aus. Immerhin: Im Hörsaal sitzen einige Träger des *Licentiatatus rerum publicarum*, des einzigen akademischen Grades, den ich erfunden habe. Und sie sind zeitlebens dankbar. Hier war eigentlich ein spontaner Applaus vorgesehen, aber bitte...



Gerhard Vowe bei seiner Abschiedsvorlesung (Foto: privat)

Und damit sind wir bei der **Lehre**. Für viele Kollegen eine lästige Pflicht, für mich eine mit Freude geschulterte Last. Selbst den Prüfungen konnte ich etwas abgewinnen. Ich selbst lernte dabei am meisten, etwa Fragen präzise zu formulieren oder Antworten fair zu bewerten oder vom Outfit nicht auf den Outcome zu schließen. Durch meine Lehre habe ich sicherlich ein Scherflein dazu beigetragen, Berufspraxen zu verwissenschaftlichen, sie vernünftiger zu machen. Noch wichtiger, sogar das Wichtigste in der akademischen Lehre ist es, den wissenschaftlichen Nachwuchs zu fördern und zu fordern. Das gehört ins Zentrum unserer professoralen Identität. Keine Forschung ohne Lehre – keine Lehre ohne Forschung. Diese Kombination ist die DNA der Universität. Sie birgt unsere größte Hoffnung und Verantwortung: In der Lehre den Geist der Forschung weiterzutragen, lebendig zu halten, an Jüngere und Talentiertere zu vermitteln. Die einzigartige Chance dieses Berufs ist es, Menschen die Tür zur Forschung zu öffnen. Und in meinem Falle: zu einer Forschung, die nach kausalen Erklärungen für soziale Phänomene sucht und diese Erklärungen immer wieder an der Wirklichkeit prüft, in methodisch penibel kontrollierter Weise. Diese Chance habe ich mit aller Kraft zu nutzen versucht – viele Türchen geöffnet und einige Tore. Darin sehe ich auch den eigentlichen Sinn von Drittmitteln: Sie machen es möglich, weiteren Talenten den Weg in die Forschung zu zeigen, auf dem sie dann weitergehen oder auch nicht. Und wir wissen ja nicht, bei wem der Funke überspringt, wer von denen, für die wir Türen öffnen, dann weiterkommt als wir selbst. Vielleicht ist darunter jemand mit einer zündenden Idee oder mit einem begnadeten Führungsstil. Vielleicht wird aus der etwas nervigen Charlotte der neue Paul Felix Lazarsfeld oder aus dem eher ruhigen Simon eine zweite Elisabeth Noelle-Neumann, wenn man Simon ermutigt und ein bisschen schubst, oder wie



Das Publikum der Abschiedsvorlesung (Foto: privat)

man heute sagt: nudged. Voraussagen kann man es nicht und erst recht nicht planen oder gar erzwingen.

Dennoch: Es ist unverantwortlich, wie wenig wir die Erfahrungen bei der Nachwuchsförderung systematisch aufarbeiten und in Regeln für zukünftiges Handeln übersetzen. Wir müssten viel gründlicher untersuchen, was aus denen wird, die wir belehren und betreuen. Welche unserer Einschätzungen von Eignung für Wissenschaft erweist sich als falsch positiv, welche als falsch negativ? Wir sollten uns bei der Nachwuchsförderung nicht auf Gespür und Routine verlassen, sondern das systematisch erproben, so wie wir das bei der Diagnose von Krankheiten oder bei der Sportförderung inzwischen selbstverständlich tun. Der Spielraum ist groß, und wir sollten ihn vernünftiger nutzen als bisher.

Allerdings gebe ich mich auch mit Blick auf die Lehre keinen Illusionen hin: Diejenigen, die bei mir ihren Abschluss gemacht haben, erinnern sich noch deutlich an mich mit zumeist positiver Grundfärbung. Manche davon geben vielleicht an andere sogar etwas von dem weiter, was sie von mir gelernt haben, aber meist, ohne das explizit mit dem akademischen Lehrer zu verbinden. Dadurch kennen schon die Enkel den Großvater nicht mehr. Dem Lehrer flicht die Nachwelt keine Kränze! Postmortale Bedeutsamkeit ist so gut wie ausgeschlossen. In jeder Grabesrede wird versucht, das zu übertönen, aber das Hoffen darauf ist naiv.

Forschung, Management, Lehre: insgesamt also eine ernüchternde Bilanz. Das könnte zu Verbitterung führen. Ich will mir aber nicht die nächsten 20 Jahre mit diesem Resümee vergällen. Und ich will Sie, meine Damen und Herren, ja auch nicht in tiefer Nachdenklichkeit, ja Bestürzung, entlassen.

#### IV

Wie können wir der Verbitterung entgehen? Der Schlüssel liegt in unserem Denken. Und so nehme ich mir vor, anders als bisher zurück- und vorauszublicken und meine Vorstellungen von Sinn, von einem gelingenden Leben zu verändern. Wie soll das gehen? Ich will das mit Antworten auf drei Fragen konkret machen.

**Erste Frage: Was** kann Sinn stiften? Das zielt auf die Sinnquellen. Darunter verstehe ich nicht irgendwelche Angebote zur Bespaßung von Senioren. Es geht nicht darum, was Spaß macht, sondern was Sinn stiftet. Als Maxime lässt sich formulieren: Wähle diejenige Handlung, die sinnvoller ist als andere Handlungen, die also größere positive Auswirkungen auf die Zufriedenheit anderer Menschen hat. Je mehr jemand diese Maxime befolgt, desto zufriedener ist er selbst. Dafür gibt es Evidenz, die kann ich hier nicht ausbreiten.

Bislang habe ich mich weitestgehend an einer einzigen Sinnquelle orientiert, und zwar am Beruf, der bei uns immer auch Berufung ist – und das ist nicht dienstrechtlich gemeint.

Zukünftig gilt es, weitere Sinnquellen zu erschließen. Mittlerweile ahne ich, dass es noch einiges Andere um den Beruf herum gibt, was Sinn verheißt: Familie, Gemeinschaft, Politik und, und, und. Allerdings dürften einige in den ersten Reihen es als Drohung auffassen, wenn ich verkünde, ich wolle mich künftig mehr um meine Familie kümmern. Erschließung weiterer Sinnquellen: Das soll aber nicht heißen, dass ich die bislang sprudelnde Sinnquelle austrocknen lasse. Ich halte die Gegenüberstellung von Work und Life für abstrus. Nicht nur für mich steht Arbeit nicht im Gegensatz zum Leben, sondern im Zentrum des Lebens. Ebenso

wie Künstler fallen Wissenschaftler nicht mit 67 in einen Ruhezustand. Sie sind in der Regel weiter intrinsisch motiviert, einen, ihren wissenschaftlichen Beitrag zu leisten. Aber darauf muss sich die Sinnstiftung ja nicht beschränken. Also: Aus welcher Sinnquelle wollen wir schöpfen? Ich strebe keinen Bruch an, sondern eine neue Balance: Mehr andere Sinnquellen als früher und weniger Wissenschaft.

**Zweite Frage: Wer** soll beurteilen, was Sinn stiftet? Das zielt auf die Richter, auf diejenigen, die über Sinn und Unsinn entscheiden. Bislang war für mich in hohem Maße das Urteil von Anderen maßgebend, vor allem der Peers, ihre Resonanz, ihre Anerkennung, ihre geäußerte oder vermutete Billigung oder Missbilligung. Mit der Zeit lernt man: Deren Urteil ist nicht immer glasklar und einhellig und lauter. Auch deshalb wird für mich zukünftig mehr das eigene Urteil maßgebend darüber sein, was sinnvoll ist. Denn nur ich selbst kenne die Bedingungen, unter denen etwas gelingen kann, die physischen und mentalen Fähigkeiten und Unfähigkeiten. Nur ich kann kalkulieren, wann sich welcher Einsatz lohnt. Das soll überhaupt nicht heißen, dass ich mich nicht mit Anderen austauschen will über Sinnhaftigkeit oder dass ich aufgebe, von Anderen zu lernen. Also: Wer soll darüber urteilen, was Sinn stiftet? Ich strebe keinen Bruch an, sondern auch hier eine neue Balance: Stärkeres Gewicht als früher soll das eigene Urteil haben, schwächeres das Urteil anderer.

Nach dem Was und dem Wer die **dritte** und entscheidende **Frage** nach dem **Wie**. Wie sollte beurteilt werden, was Sinn stiftet? Woran sollte man sich orientieren, um zu beurteilen, wie sehr das Leben gelingt? Das zielt auf die Sichtweisen. Bislang war mein Urteil stark von einem idealistischen Blick geprägt, von einer Sicht der Welt, wie sie sein sollte. Maßgebend war der Idealtyp des Gelehrten. Mein ganzes Leben habe ich darauf ausgerichtet, was sein könnte, habe danach gestrebt, das zu erreichen, was ich noch nicht erreicht hatte: akademische Grade etwa oder Einwerbung von Drittmitteln oder Awards. Und dieses Streben ist ein Nimmersatt: Selbst Nobelpreisträger fürchten sich vor dem Vergessen-Werden und sehnen sich nach dem Status des unsterblichen Gelehrten. Diese Orientierung am fernen Ideal, am immer zurückweichenden Horizont, sie ist notwendig, damit wir überhaupt etwas erreichen. Es bedarf der hochgesteckten Ziele, damit Zwischenziele tatsächlich erreicht werden. Wir messen uns daran, was wir sein könnten. Das geht am besten, wenn das personifiziert ist, in Vorbildern oder Konkurrenten. Wir vergleichen uns, und das spornt uns an, wenn es nicht völlig aus der Luft gegriffen ist, deren Leistungen auch zu erreichen oder sogar noch zu über-treffen. Diese dauernde Unzufriedenheit ist also funktional in der Zeit des Lebens, in der wir mit federnden Schritten weiterkommen können. Sie wird dysfunktional, wenn der Gang schleppender wird.

Zukünftig soll mein rückblickendes und vorausschauendes Urteil stärker von einer realistischen Sichtweise geprägt sein. Ich will mich stärker orientieren an der Welt, wie sie ist, mit ihren Bedingungen, plötzlichen Ereignissen, knappen Ressourcen, vor allem der Zeit, und mit ihren Unterschieden und Veränderungen. Wir bleiben nicht genauso fit und genauso schlau wie früher. Ich werde mich also stärker am Realtyp des Gelehrten orientieren, denn nur das ermöglicht realistische und damit faire Urteile über das, was geleistet wurde, und über das, was noch zu leisten sein wird. Das bedeutet nicht, dass ich mir keine ambitionierten Ziele mehr setzen will, nach denen zu streben sich lohnt.

Also: Sollen wir die Sinnfrage in idealistischer oder in realistischer Weise angehen? Wir brauchen beide: Platon, der auf den Himmel weist, und Aristoteles, der auf den Boden zeigt. Aber ein wenig mehr Aristoteles als früher sollte es sein – eine neue Balance zwischen der

idealistischen und der realistischen Sichtweise. Dann könnten wir auch klarer sehen, wie weit wir unter den jeweiligen Bedingungen bereits gekommen sind, und würden nicht nur sehen, wie weit wir von der Insel der Glückseligkeit noch entfernt sind. Und eine stärker realistische Sichtweise legt ja auch nahe, empirisch zu ermitteln, wie Wissenschaftler in ihrem Lebenslauf mit der Sinnfrage tatsächlich umgehen, etwa was sie als gelungen ansehen und was sie dafür praktisch tun: Empirische Wissenschaftsethik. Das könnte auch zur Folge haben, dass Ältere mehr von den Jüngeren lernen. Denn die derzeit maßgebende Forschergeneration, die zwischen 25 und 40, geht sehr pragmatisch mit den drei Fragen um, die ich mit zerfurchter Stirn gestellt habe: Sie schöpft wie selbstverständlich aus mehreren Sinnquellen. Sie bildet sich ihr eigenes Urteil über Sinnhaftigkeit. Und vor allem schätzt sie realistisch ein, was unter ihren individuellen Bedingungen möglich ist. Diese Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, ja da muss ich vom generischen Maskulinum abweichen, sie bilden einen GelehrInnenentypus, von dem wir alle lernen können. Und so werden Juniorprofessorinnen zu Role Models für Seniorprofessoren. Wir leben in erstaunlichen Zeiten.

Zusammengefasst der Kern des Konzepts: Ich schlage vor und habe vor:

1. mehr als früher einer realistischen Sicht zu folgen und weniger einer idealistischen,
2. mehr als früher auf das eigene Urteil zu hören und weniger auf das Urteil der Anderen,
3. mehr als früher andere Sinnquellen zu erschließen und weniger allein auf Wissenschaft zu setzen.

Wo genau auf den drei Spannungsbögen des Wer, Was und Wie der Sinnstiftung der Punkt liegt, an dem eine neue Balance erreicht ist, das muss jeder individuell ermitteln. Darum kann es zwar ein Grundmuster geben, wie ich es mit den drei Spannungsbögen gezeichnet habe. Aber es kann kein allgemeines Rezept geben, wie wir eine Balance erreichen, die Sinnstiftung verheißt. Folglich gibt es auch keine Geheimkarte, auf der eingezeichnet ist, wo der Sinn zu finden ist. Das Ausbalancieren muss sich deshalb von Person zu Person unterscheiden, weil die Bedingungen unterschiedlich sind: Persönlichkeit, Gesundheit, Familie, Fachkulturen, Kompetenzen, Erfahrungen, Erwartungen – alles das unterscheidet sich. Und deshalb wirkt beim Einen eher verzagt, was beim Anderen schon tollkühn erscheint – jede und jeder muss für sich Maß und Mitte finden.

## V

Ich jedenfalls bin guter Hoffnung, dass ich mich auch in Kenntnis der ernüchternden Bilanz zu einem gewissen Maß an Zufriedenheit durchringen werde. Auch zukünftig werde ich die Wahl dieses Berufs keine Sekunde lang bereuen. Denn insgesamt war das Erreichte zwar weniger als das Erstrebte, aber mehr als das Erwartbare. Dass es weniger als das Erstrebte war, das kann ich nicht auf widrige Umstände oder dunkle Mächte schieben. Wenn ich Möglichkeiten nicht realisiert habe, ist dafür niemand anderes verantwortlich als ich selbst: we-der



Ein zweiter Blick in das Publikum (Foto: privat)

Elternhaus noch Lehrer, weder Universitäten noch Kollegen, weder die DFG noch die Deutsche Bahn. Dafür, dass ich diese Fülle von Chancen hatte, dass überhaupt möglich war, mehr zu erreichen als das Erwartbare, dafür bin ich unendlich dankbar – nicht der Vorsehung oder dem deutschen Wissenschaftssystem, sondern einigen Persönlichkeiten, von de-nen viele heute anwesend sind. Einige davon hielten es sicherlich für durchaus angebracht, wenn ich sie namentlich nannte; einigen anderen wäre genau das peinlich. Darum lasse ich es ganz. Diejenigen wissen, wie dankbar ich ihnen bin, dass sie mir Türen geöffnet haben. Und es ist ein Glück, dass ich etlichen davon nicht nur dankbar, sondern auch freundschaftlich verbunden bin. Jetzt gilt es, Augenkontakt zu vermeiden. Ihr Vertrauen habe ich hoffentlich nicht enttäuscht, und ich habe mich zumindest bemüht, etwas zurückzugeben.

Dankbar bin ich auch denen, die über all die Jahre mit mir zusammenarbeiten mussten, vor allem die wissenschaftlichen und administrativen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Sie haben mir ermöglicht, die knappe Zeit gut zu nutzen. Und wie geduldig Sie meine Marotten ertragen haben und wie dezent Sie über Unfähigkeiten hinweggeschaut haben, das hat streckenweise schon buddhistische Gelassenheit erfordert. Und vor allem: mein Vertrauen in Ihre Loyalität und Integrität ist nie enttäuscht worden, nie. Auch wir sind hoffentlich quitt, und niemand fühlt sich ausgenutzt.

Danken möchte ich meinen Kindern, Sie sind alle hier versammelt, schon dafür hat sich der Aufwand gelohnt. Ohne sie stünde ich nicht hier, sondern läge ganz woanders. Es ist meine Essenz aus 50 Jahren Vaterschaft und Großvaterschaft: Kinder erziehen ihre Eltern mehr als umgekehrt. Laut Goethe sollten Eltern ihren Kindern Wurzeln und Flügel geben. Umgekehrt wird daraus eine Weisheit! Kinder geben ihren Eltern Flügel und Wurzeln. Sie lehren uns, zugleich in Stunden und in Jahrzehnten zu denken. Sie lehren uns, zugleich eine eigene Persönlichkeit auszubilden und offen für andere Lebensentwürfe zu bleiben. Und sie lehren uns, sich in Andere hinein zu fühlen, sich aber in Anderen nicht zu verlieren. Dieses Balancieren habe ich durch Elternschaft gelernt, und dann gemerkt, wie hilfreich das auch für Forschung und Lehre und Management sein kann. Meine Kinder haben mich sehr gut erzogen, jedes auf seine Art und jedes nachdrücklich. Das, was Ihr hier seht, ist auch Euer Werk. Damit müsst Ihr leben. Und danken möchte ich Dir, Beata: Ohne Dich bin ich nicht vorstellbar, schlicht nicht vorstellbar.

Jetzt sind die Grenzen zur Sentimentalität zum Greinen nah. Genug gebarmt, genug gedankt. Meine Bitte an Sie und Euch: Verlieren wir uns nicht aus den Augen, solange wir uns noch erkennen! So weit, so gut.



Danke und Glück auf!

Die Abschiedsvorlesung mit Grußworten und musikalischer Einrahmung durch den Chor der Heinrich-Heine-Universität kann [online](#) angesehen und angehört werden.

### Anmerkungen

- 1 Evangelium des Johannes 1,1.
- 2 Johann Wolfgang von Goethe: Faust I. Ditzingen: Reclam 1808, S. 1.
- 3 Franz Kafka: Der Process. Ditzingen: Reclam 1925, S. 1.
- 4 Marcel Proust: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Ditzingen: Reclam 1913, S. 1.
- 5 Sergio Leone: Once Upon a Time in America. The Ladd Company 1984.
- 6 Brüder Grimm: Grimms Märchen. Frankfurt/Main: Fischer Sauerländer 2007.
- 7 Herman Melville: Moby Dick. Zürich: Diogenes 1851, S. 1.
- 8 Peter-André Alt: Jemand musste Josef K. verleumdet haben: Erste Sätze der Weltliteratur und was sie uns verraten. München: C. H. Beck 2020.
- 9 Daniel B. Haun/Michael Tomasello: Conformity to Peer Pressure in Preschool Children. In: Child Development, 82. Jg. (2011), S. 1759-1767, hier 1759.
- 10 Winfried Schulz: Politische Kommunikation: Theoretische Ansätze und Ergebnisse empirischer Forschung. Wiesbaden: Springer VS 2008, S. 13.
- 11 Niklas Luhmann: Die Realität der Massenmedien. Wiesbaden: Springer VS 1995, S. 1.
- 12 Michael Tomasello: Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation. Frankfurt/Main: Suhrkamp 2009, S. 1.
- 13 Carl von Clausewitz: Vom Kriege. Ditzingen: Reclam 1832, S. 1.
- 14 Dietmar Strauch/Gerhard Vowe: Bildschirmtext als neues Medium für Informations- und Kommunikationssysteme. In: Dietmar Strauch/Gerhard Vowe (Hrsg.): Bildschirmtext – Facetten eines neuen Mediums. München, Wien: Oldenbourg 1980, S. 9-25, hier 9.
- 15 Gerhard Vowe: Medienpolitik. In: Peter Schiwy et al. (Hrsg.): Medienrecht: Lexikon für Praxis und Wissenschaft. 4. Auflage. Köln: Carl Heymanns 2006, S. 304-308, hier 304.
- 16 Gerhard Vowe/Martin Emmer: Partizipation und Kompensation: Struktur und Inhalt der OK-Beiträge. In: TLM (Hrsg.): Formenreichtum als Erfolgsprinzip: Organisation, Nutzer und Beiträge in den offenen Kanälen in Thüringen. München: kopaed 2004, S. 135-162, hier 135.
- 17 Gerhard Vowe/Natalie Völker: Wie verändert sich die politische Kommunikation durch Online-Medien und welche politischen Folgen hat das? Profil der DFG-Forscherguppe 1381 „Politische Kommunikation in der Online-Welt.“ In: SCM, 2. Jg. (2011), S. 355-371, hier 355.
- 18 Gerhard Vowe: Politische Kommunikation. In: Herfried Münkler (Hrsg.): Politikwissenschaft: Ein Grundkurs. Hamburg: Rowohlt 2003, S. 519-552, hier 519.
- 19 Gerhard Vowe: „Responsive Regulierung“ – Fragen und Antworten. Eine pointierte Zusammenfassung. In: Kilian Bizer et al. (Hrsg.): Responsive Regulierung: Beiträge zur interdisziplinären Institutionenanalyse und Gesetzesfolgenabschätzung. Tübingen: Mohr Siebeck 2002, S. 167-171, hier 167.
- 20 Martin Emmer/Gerhard Vowe/Jens Wolling/Markus Seifert: Bürger online. Die Entwicklung der politischen Online-Kommunikation in Deutschland. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung 2011, S. 1.
- 21 Gerhard Vowe: Ordnung durch Medienpolitik und der Beitrag der Wissenschaft – das Beispiel Deutschland. In: Otfried Jarren/Patrick Donges (Hrsg.): Ordnung durch Medienpolitik? Konstanz: UVK 2007, S. 71-81, hier 71.
- 22 Gerhard Vowe: Digital Citizens – eine neuer Typ individueller politischer Kommunikation.

- Ergebnisse einer Langzeit-Panelstudie. In: Kathrin/Peter Hurrelbrink (Hrsg.): Die digitale Öffentlichkeit. Band II. Hamburg: Friedrich-Ebert-Stiftung 2015, S. 31-41, hier 31.
- 23 Gerhard Vowe/Marco Dohle: Politische Kommunikation im Umbruch — neue Forschung zu Akteuren, Medieninhalten und Wirkungen. In: Politische Vierteljahresschrift, 48. Jg. (2007), S. 338–359, hier 338.
  - 24 Gerhard Vowe: „Brüder, in eins nun die Hände!“ Der Händedruck – eine Urform symbolischer Politik. In: Neue Züricher Zeitung vom 27. Juli 2007, S. B1-B2, hier B1.
  - 25 Gerhard Vowe: Medien und Politik – Mythen auf dem Prüfstand. In: Philippe Viallon/Ute Weiland (Hrsg.): Kommunikation – Medien – Gesellschaft. Eine Bestandsaufnahme deutscher und französischer Wissenschaftler. Berlin: Avinus 2002, S. 381-399, hier 381.
  - 26 Gerhard Vowe: Rezension von: Paul F. Lazarsfeld, Bernard Berelson, Hazel Gaudet (1944). „The people's choice. How the voter makes up his mind in a presidential campaign.“ In: Christina Holtz-Bacha/Arnulf Kutsch (Hrsg.): Schlüsselwerke für die Kommunikationswissenschaft. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002, S. 255-259, hier 255.
  - 27 Patrick Rössler/Klaus Kamps/Gerhard Vowe: Weimar 1924: Wie Bauhauskünstler die Massenmedien sahen. Stuttgart: Franz Steiner 2019, S. 1.
  - 28 Gerhard Vowe: Theoretische Ansätze als kommunikative Konstruktionen. Optionen und Konsequenzen einer konstruktivistischen Erklärung der Wissenschaftsentwicklung. In: Jo Reichertz/Richard Bettmann (Hrsg.): Kommunikation – Medien – Konstruktion. Braucht die Mediatisierungsforschung den Kommunikativen Konstruktivismus? Wiesbaden: Springer VS 2018, S. 237-259, hier 237.
  - 29 Gerhard Vowe: Medien und Politik. In: Lutz Hachmeister (Hrsg.): Grundlagen der Medienpolitik. Ein Handbuch. München: Deutsche Verlags-Anstalt 2008, S. 256-260, hier 256.
  - 30 Michael Baurmann/Gerhard Vowe: Governing the Research Club. Wie lassen sich Kooperationsprobleme in Forschungsverbünden lösen? In: Forschung. Politik – Strategie – Management, 3. Jg. (2014), S. 73-84, hier 73.
  - 31 Gerhard Vowe/Philipp Henn: **Leitmedium Fernsehen?** In: Dossier Medienpolitik. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung 2014.
  - 32 Philipp Henn/Marco Dohle/Gerhard Vowe: „Politische Kommunikation“: Kern und Rand des Begriffsverständnisses in der Fachgemeinschaft. Ein empirischer Ansatz zur Klärung von Grundbegriffen. In: Publizistik, 58. Jg. (2013), S. 367-387, hier 367.
  - 33 Gerhard Vowe: Medienpolitik zwischen Freiheit, Gleichheit und Sicherheit. In: Publizistik 44. Jg. (1999), S. 395-415, hier 395.
  - 34 Gerhard Vowe/Gernot Wersig: Kabeldemokratie? Zum Verhältnis von gesellschaftlicher und technischer Innovation im Kommunikationsbereich. In: Gernot Wersig (Hrsg.): Informatisierung und Gesellschaft. Wie bewältigen wir die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien. München: KG Saur 1993, S. 270-284, hier 270.
  - 35 Gerhard Vowe/Jens Wolling: Amerikanisierung des Wahlkampfs oder Politisches Marketing? Zur Entwicklung der politischen Kommunikation. In: Klaus Kamps (Hrsg.): Trans-Atlantik – Trans-Portabel? Die Amerikanisierungsthese in der politischen Kommunikation. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2000, S. 57-92, hier 57.
  - 36 Gerhard Vowe: Feldzüge um die Öffentliche Meinung. Politische Kommunikation in Kampagnen am Beispiel von Brent Spar und Mururoa. In: Ulrike Röttger (Hrsg.): PR-Kampagnen: Über die Inszenierung von Öffentlichkeit. 4. Auflage. Wiesbaden: Springer VS 2009, S. 69-86, hier 69.
  - 37 Gerhard Vowe: Soziale Ordnung durch Kommunikation. Reflexionen eines

- Wegbegleiters. In: Klaus-Dieter Altmeppen et al. (Hrsg.): Soziale Ordnung durch Kommunikation? Baden-Baden: Nomos 2015, S. 51-63, hier 51.
- 38 Gerhard Vowe: „Wissensgesellschaft“, „Mediengesellschaft“ und andere Angebote für den Deutungsmarkt. Der Beitrag der Kommunikationswissenschaft zum Selbstverständnis der Gesellschaft. In: Johannes Raabe et al. (Hrsg.): Medien und Kommunikation in der Wissensgesellschaft. Konstanz: UVK 2008, S. 46-61, hier 46.
  - 39 Gerhard Vowe: Politiker sollten keine Gefühle zeigen! In: politik & kommunikation, 33. Jg. (2006) S. 67.
  - 40 Gerhard Vowe: Rechner, Spieler, Bürger: Ein Blick durch „des Vettters Eckfenster“ auf die Marktteilnehmer. In: Thomas Wegmann (Hrsg.): MARKT Literarisch. Bern: Europäischer Verlag der Wissenschaften 2005, S. 87-98, hier 87.
  - 41 Gerhard Vowe/Stephanie Opitz/Marco Dohle: Medienpolitische Weichenstellungen in Deutschland – Rückblick und Vorausschau. In: Medien & Kommunikationswissenschaft, 56. Jg. (2008), S. 159-186, hier 159.
  - 42 Gerhard Vowe: Wissenschaftskommunikation 2.0? Fachzeitschriften in der Online-Welt. In: Publizistik, 61. Jg. (2016), S. 51–72, hier 51.
  - 43 Otfried Jarren/Gerhard Vowe: Massenmedien und Publizistik: Forschungsgebiet und Berufsfeld im Schnittpunkt von Geistes-, Sozial- und Ingenieurwissenschaften. In: Karl Ermert/Sabine Gürtler (Hrsg.): Was sind und zu welchem Ende brauchen wir Geisteswissenschaften? Geisteswissenschaften zwischen Krise und neuem Selbstbewußtsein. Rehburg-Loccum 1989, S. 264-272, hier 264.
  - 44 Gerhard Vowe/Marco Dohle: Politische Kommunikation. In: Christina Holtz-Bacha et al. (Hrsg.): Fünfzig Jahre Publizistik. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2005, S. 250-275, hier 250.

### Empfohlene Zitierweise

Gerhard Vowe: Rückblicke auf Anfänge. In: Michael Meyen/Thomas Wiedemann (Hrsg.): Biografisches Lexikon der Kommunikationswissenschaft. Köln: Herbert von Halem 2022. <http://blexkom.halemverlag.de/gerhard-vowe-abschiedsvorlesung/> (Datum des Zugriffs).

### Lexikoneintrag von Gerhard Vowe am 18. August 2022

**Bernd Blöbaum**, seit 2001 Inhaber eines Lehrstuhls für Medientheorie und Medienpraxis an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, ist im April 2022 in den Ruhestand verabschiedet worden. BLexKom veröffentlicht eine Würdigung von Gerhard Vowe.

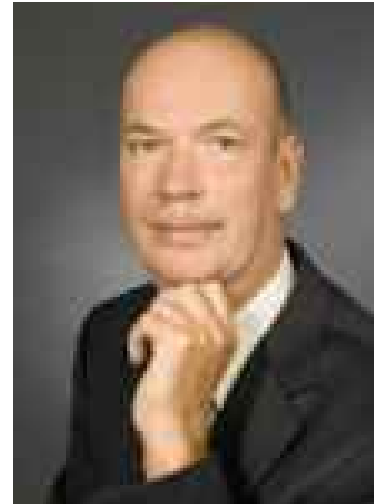
Bernd Blöbaum, seit 2001 Inhaber eines Lehrstuhls für Medientheorie und Medienpraxis an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, ist im April 2022 in den Ruhestand verabschiedet worden. BLexKom veröffentlicht eine Würdigung von Gerhard Vowe.

*Dieser Text ist die Schriftfassung eines Vortrags, gehalten auf einer Veranstaltung zur Verabschiedung von **Bernd Blöbaum** am 8. April 2022 an der Universität Münster.*

## Bernd Blöbaum: Rückblicke und Ausblicke

Eine Würdigung zur Verabschiedung eines Kollegen hat viel gemein mit einer Rede am offenen Grab, unterscheidet sich aber in einem gewichtigen Punkt: Der Besungene ist zumeist noch hellwach und spitzt die Ohren, ob da ein falscher Ton mitschwingt und ob das Material, das er selbstlos zur Verfügung gestellt hat, auch gründlich durchgearbeitet wurde, vor allem, ob die Titel von Magisterarbeit und Dissertation korrekt und vollständig und mit der nötigen Inbrunst wiedergegeben werden. Sie sehen mich hier also auf sehr dünnem Eis schliddern, aber es sind ja etliche Ersthelfer anwesend, die mich notfalls aus dem Loch ziehen.

Also dann mal los. Rückblicke und Ausblicke. Was zeigt uns der Blick zurück? Unser Gedächtnis ist ein guter Ratgeber bei der Auswahl, was sich letztlich zu erinnern lohnt: Was hat sich mir als Begegnung mit Bernd eingeprägt? Ich sehe, wie Bernd rubriziert: „Szenischer Einstieg. Mal sehen...!“ Also: Es ist weit über 20 Jahre her, da saßen wir beide am Berliner Gendarmenmarkt in einer Lokalität, einer eigentümlichen Mischung aus Vor-Wende-Budike und Nach-Wende-Boutique – und das betraf nicht nur die Einrichtung, sondern auch die Wirtin. Es ging wie so oft in dieser Zeit um eine Berufung, Bernd war im Rennen und bog auf die Zielgerade ein, und ich betrieb, man würde heute sagen: „Erwartungsmanagement“. Ich machte also die enormen Schwierigkeiten deutlich, die seiner Berufung entgegenstünden. Und da sagte Bernd irgendwann: „Wenn es nicht klappt, dann klappt es eben nicht“. Da war ich verblüfft. Über dieses Ausmaß an Gelassenheit, und die war authentisch, nicht vorgegaukelt, wie mir nonverbale Zeichen verlässlich signalisierten. So etwas wird nicht antrainiert, so etwas ist elementarer Teil von Persönlichkeit. Und damit sind wir in Herford, dem Geburtsort von Bernd, und das liegt in? Richtig: in Westfalen, genauer in Ostwestfalen.



Bernd Blöbaum

Bernd ist aufgewachsen in Herford, hat in Löhne, ebenfalls Ostwestfalen, die Schule besucht. Wofür ist das wichtig? Die Antwort hat der diesjährige Oscar-Favorit Kenneth Branagh so formuliert: „Wir alle haben eine Geschichte. Sie unterscheidet sich von anderen nicht dadurch, wie sie endet, sondern durch den Ort, an dem sie beginnt.“ Und Bernds Geschichte beginnt in Herford. Das prägt und das trägt jemanden auch durch das Studium Anfang der 80er in Berlin, dem absoluten Gegenpol zu Gelassenheit. Und wo hat er volontiert? Bei der *Neuen Westfälischen*. Und wo hat er dann promoviert und sich habilitiert? In Dortmund, in Hörweite des Westfalenstadions. Und ist dann schließlich nach Irrfahrten im Hanseatischen und Fränkischen wieder nach Hause zurückgekehrt, nach Münster, an die Westfälische Wilhelms-Universität. Und er wohnt bis heute in Bielefeld, dem Inbegriff des Westfälischen. Damit will ich nicht insinuierten, dass er provinziell oder borniert wäre. Bernd hat viel im Ausland gewirkt, beispielsweise in Salzburg, in Lissabon, ja: in Moskau. Aber ein Westfale hat seinen eigenen Blick auf die Welt. Bernd ist der Prototyp des westfälischen Kommunikationswissenschaftlers, so wie es auch den Prototypen des wienerischen oder des

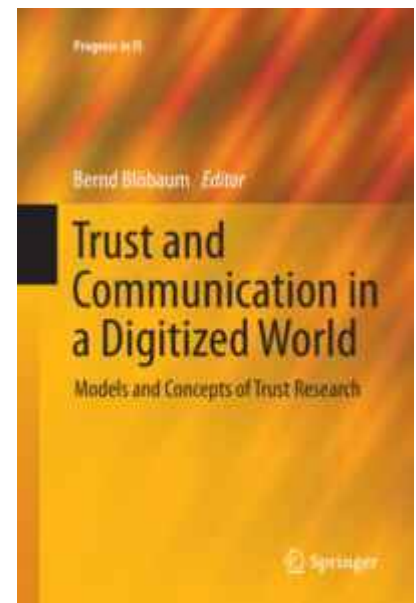
pfälzischen oder des rheinpreußischen Kommunikationswissenschaftlers gibt. Ihn zeichnet Beharrlichkeit aus, positiv konnotiert als Zuverlässigkeit und Besonnenheit. Bernd überlegt. Bernd wägt ab. Bernd gleicht aus.

Bernd bringt das Westfälische in die Kommunikationswissenschaft ein, und das zeigt sich an vielen Facetten seines Wirkens, beispielsweise an seinen Themen. Bernd ist ganz sicher nicht jemand, der als erster in Deutschland eine Lehrveranstaltung zu TikTok anbietet oder hybride Protestformen der Querdenkerszene untersucht, in teilnehmender Beobachtung. Nein, denn er ist jemand, der weiterhin den professionellen Journalismus ins Zentrum rückt – da, wo der hingehört, in analoger und in digitaler Form. Denn dafür bildet er vor allem aus, für einen Journalismus, der sich unter enormen Herausforderungen rapide wandelt.

Eine zweite Facette des Westfälischen in seinem Wirken: Bernd ist jemand, auf den sich Promovierende und Studierende verlassen können. 15 Promotionen hat er betreut, 159 Masterarbeiten, 53 Masterarbeiten und 96 Bachelorarbeiten – insgesamt 323 Menschen (und deren Angehörige) haben sich auf ihn angesichts einer existenziellen Herausforderung verlassen können – von der ersten Idee bis zur letzten Note. Bernd hat ihnen Sicherheit in einer Situation gegeben, in der sehr viele höchst verunsichert sind – etliche zum ersten Mal wirklich auf sich allein gestellt, mit offenem Ende, mit hohen Risiken. Dafür wünscht man sich einen Westfalen.

Und, dritte Facette des Westfälischen: Bernd ist jemand, dem es als einem der wenigen Kommunikationswissenschaftler in Deutschland gelungen ist, sehr eigenständige und sehr unterschiedliche Forscherinnen und Forscher dazu zu bringen, fast zehn Jahre miteinander zu kooperieren. Von 2012 bis 2021 war er Sprecher des Graduiertenkollegs „Vertrauen und Kommunikation in einer digitalisierten Welt“. Vertrauen war sein zentrales Thema. Vertrauen in Wissenschaft, Vertrauen in und im Journalismus, Vertrauen in Organisationen, Vertrauen in Politik. Das schöne an Vertrauen ist: Man kann es erforschen, aber man kann es auch erleben! Das ist bei Themen wie Korruption, Desinformation oder Inzivilität weniger möglich und wenn, dann nicht sonderlich angenehm. Anders bei Vertrauen: Bernd hat man vertraut, und zwar die Gutachter, die Entscheider in den DFG-Gremien und nicht zuletzt die beteiligten PIs. Und auch in der Uni hat man Bernd vertraut und Bernd mit Ämtern betraut. Und die Fachgemeinschaft hat Bernd vertraut und ihn zum Fachgruppensprecher und in ihre Ethikkommission gewählt. Und Bernd hat dieses Vertrauen nicht enttäuscht.

Bernd: In Forschung, Lehre und Management hast Du die Chancen genutzt, die man Dir mit der Position eines Universitätsprofessors eröffnet hat. Und damit hast Du wiederum sehr vielen Menschen Chancen eröffnet, Türen geöffnet – Türen zur Wissenschaft, zu Forschung und Lehre. Und etliche sind durch diese Türen gegangen.



Blöbaum 2021



Nun aber „Augen – gerade aus!“ Den Ton kennt der Zivildienstleistende Bernd Blöbaum nur aus Filmen und Büchern. Zivil gesprochen: Wie geht es weiter? Da interessiert mich jetzt nicht, wie es im Institut ohne Bernd Blöbaum weitergehen soll. Da mache ich mir nicht die geringsten Sorgen. Zumeist rütteln sich die Hinterbliebenen nach einer Schrecksekunde doch rasch zurecht und erörtern alsbald erstaunlich konkrete Pläne, die zeigen, dass sie länger schon über die Zeit ohne denjenigen nachgedacht haben. Wichtiger und brennender ist, wie Du das hinbekommst, wie Du mit dieser Zäsur leben wirst. Sicher: Deine Familie, Dein Verein, Dein Schöffenamt, Deine Neugier auf fremde Länder und andere Sitten, die schönen Künste – alles das fordert gebieterisch mehr Zeit und Einsatz. Aber reicht das? Du wirst einiges vermissen. Eine kleine Vorschau: So wird Dir die Differenz von Gehalt und Pension mehr zu schaffen machen, als Du jetzt noch meinst. Du wirst überlegen, ob du dir das Abonnement der *Zeit* noch leisten kannst. Vielleicht doch lieber in der Stadtbücherei lesen? Da kommt man auch schneller durch, weil der nächste Rentner bereits wartet, das spart dann auch Zeit. Du wirst in einen pekuniären Abgrund schauen. Abstrakt weißt Du, was das heißt, Ruhegehaltssatz, minus 29,75 Prozent. Aber wenn sich das erst einmal auf dem Abendbrottisch abzeichnet, wenn Du in entgeisterte Augen blicken musst, die die bislang selbstverständliche Vielfalt beim Aufschnitt vermissen. Westfälischer Knochenschinken vom Bentheimer Landschwein? Gibt es erst, wenn die Waschmaschine repariert ist. Dann wird das sehr konkret. Geld ist das eine, der Takt das andere. Bislang ist Dein Leben durchgetimt, nun drohen weite Teile des Tages und der Woche in einem Zeitbrei zu verschwimmen. Und dann Dein Netz: Noch zwingt Dich die vermaledeite Lehre, Dich mit Lebensweisen und Sprachformen und Ansichten auseinanderzusetzen, die ziemlich anders sind als Deine. Aber bald werden die Knoten in Deinem Netz fast alle gleich alt und Dir sehr ähnlich sein. Das unterstützt den alterungsbedingten Hang zur Trägheit, aber macht auch unzufrieden.

Ja, und dann der Sinn! Wir Älteren ziehen Sinn vor allem aus der Arbeit, aus dem Beruf, der bei uns immer auch Berufung ist. Das wird nun anders werden, Bernd. Diese Sinnquelle wird versiegen.

Und da setzt meine als guter Rat getarnte dringende Bitte an. Ich rate nicht dazu, dem Institut erhalten zu bleiben, das führt meist zu Reaktanz bei den Verbliebenen. Aber es könnte Sinn stiften, wenn Du doch dem Fach erhalten bliebest. Wie genau, ist unwichtig, vor allem hier und jetzt. Aber das Fach, unsere Kommunikationswissenschaft, braucht weiter Deine Erfahrung und Dein Engagement. Ich wünsche Dir von Herzen, dass Du Dir vor dem Spiegel zwischen Zahnbürste und Zahnseide sagen kannst: „Meine Pflicht habe ich erfüllt. Die Chancen, die man mir gegeben hat, habe ich genutzt. Und alles, was ich jetzt noch fachlich anpacke, das ist on top, das ist freiwillig.“ Und vor allem, füge ich hinzu: „Es ist sinnvoll!“ Denn Du wirst gebraucht, Bernd! Wir brauchen das Westfälische im Fach, lass mich nicht allein mit dem Bayrischem und dem Hanseatischen. Und damit: Danke für alles und Glück auf!

### Empfohlene Zitierweise

Gerhard Vowe: Bernd Blöbaum: Rückblicke und Ausblicke. In: Michael Meyen/Thomas Wiedemann (Hrsg.): Biografisches Lexikon der Kommunikationswissenschaft. Köln: Herbert von Halem 2022.  
<http://blexkom.halemverlag.de/bernd-blöbaum-rückblicke-und-ausblicke/>(Datum des Zugriffs).



